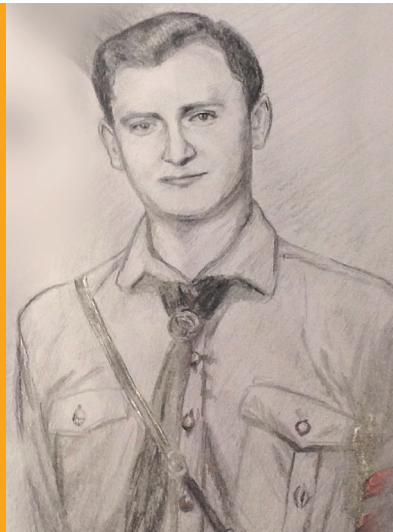


Hitlers Junge Von einer Jüdin gerettet

Dr. med. Jens Westphal



Hitlers Junge

Von einer Jüdin gerettet

Dr. med. Jens Westphal

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	4
Prolog, Röbel 1936.....	7
Kindheit unterm Hakenkreuz	11
Es wird zurückgeschossen.....	20
Zu spät in den Krieg	22
Im Budapester Kessel	28
Das Ende.....	34
In sibirischer Gefangenschaft	37
Rebekka	41
Auf der Krankenstation	42
Rebekkas Geschichte	44
Nacht über Sibirien	47
Gespräche über GOTT.....	48
Weihnachten in Sibirien	52
Das erste Mal im Leben.....	54
Auf der Flucht.....	56
Unter Schamanen.....	58
Bald zuhause.....	61
In der Heimat.....	64
Rebekkas Vermächtnis.....	65
Epolig.....	66
Nachwort.....	67

Vorwort

Als ich Anfang Januar 2011 meinen Vater

im Seniorenzentrum „Belvida“ in Schwenningen besuchte, kam Milena, eine Pflegerin ganz aufgeregt auf mich zugelaufen.

Sie sagte mir, dass mein Vater sie die ganze letzte Nacht gerufen hätte, aber nicht mit ihrem Namen, sondern er rief, nein er schrie „Rebekka komm, Rebekka komm hier...!“.

Er wollte sich gar nicht beruhigen lassen.

Zu diesem Zeitpunkt war mein Vater bereits schwer an Alzheimer erkrankt, er erkannte mich kaum noch, aber er war froh über meine Nähe und ich spürte die tiefe Liebe dieses herzensguten Menschen, der mein Leben so tief geprägt hat.

Milena fragte mich:

„Doktor, wissen Sie, wer das ist ... Rebekka?“

Ich antwortete ihr: „Oh ja, Vati hat mir ihre und seine Geschichte immer wieder erzählt!“ Einen Tag später ist mein Vater hinübergegangen in die Welt GOTTES.

So erzähle ich nun in meinem Buch die Geschichte meines Vaters, der als Kindersoldat in einer menschenverachtenden Diktatur missbraucht wurde und von Rebekka, der jüdischen Ärztin, deren ganze Familie durch Deutsche ermordet wurde und die meinem Vater, einem Deutschen das Leben rettete.

Ich habe meinem Vater versprochen, diese Geschichte aufzuschreiben und zu publizieren, wenn es einmal an der Zeit ist.

Heute mehr als 100 Jahre nach dem Beginn des ersten Weltkrieges, 70 Jahre nach dem Ende des 2. Weltkrieges und 25 Jahre nach der deutschen Wiedervereinigung haben wir 70 Jahre Frieden in Zentraleuropa.

Trotzdem gibt es auf der Welt immer noch überall grausame Kriege, wie in Syrien, im Irak, in Libyen, in der Ukraine, in Afrika ... Es gibt in vielen Ländern Hunger und Armut. Jenseits aller menschlichen Moral und gegen jede Mitmenschlichkeit morden, plündern und marodieren Terrorkommandos des IS in Syrien. Millionen von Menschen müssen

ihre Heimat verlassen. Sie haben oft nur ihr nacktes Leben und das Leben ihrer Kinder retten können.

Es gibt mehr Kindersoldaten, als je zuvor.

Überall auf der Welt werden durch religiösen Wahn Menschen missbraucht, ermordet und gefoltert, im Namen kruder Ideologien und manchmal auch im Namen der Freiheit.

Das Heilige Land ist weit von einem Frieden entfernt.

Die Welt ist oft sehr kalt und egoistisch geworden.

Und auch in uns, in unseren Familien haben wir häufig noch keinen Frieden gefunden.

Trotzdem habe ich nie aufgehört, zu träumen und an das Gute zu glauben.

Wenn es möglich war, dass eine jüdische Ärztin in einem deutschen Gefangenen nicht mehr das Ungeheuer, sondern einen leidenden Menschen sieht, der durch Liebe geheilt werden kann, so muss Vergebung und Frieden doch auch heute möglich sein.

Ich glaube, diese Welt braucht mehr Vergebung und Liebe als je zuvor, im Kleinen, wie im Grossen.

Die Geschichte von Rebekka hat mich selbst inspiriert, einmal Arzt zu werden und meinen Glauben an Frieden und Freiheit nie aufzugeben trotz aller Schicksalsschläge, aller Höhen und Tiefen des Lebens.

Hier in der Schweiz, einem Land, welches über Jahrhunderte in Frieden lebt- an einem Wendepunkt meines Lebens möchte ich mein Versprechen nun einlösen.

Prolog - Jenseits von Sibirien

Es ist jenes durchdringende Heulen der Wölfe, welches mich nun schon so viele Stunden verfolgt ! Oder Tage... Ich habe kein Zeitgefühl mehr hier in der eiskalten Tundra Sibiriens ! Ich spüre meine Hände nicht mehr, ich bin so schwach, so abgemergelt ; am liebsten würde ich aufgeben ! Sollen sie mich doch zerreißen. Sie sind sicher auch hungrig so wie ich und sicher sind sie besser, als viele Menschen, nein Bestien, die mir in den letzten Jahren meines Lebens begegnet sind. Wölfe sind keine Bestien, sie töten nur, wenn sie hungrig sind.

Ich muss an meine Kindheit denken; mein Leben zieht an mir vorbei, als ich in der Ferne Lichter sehe. Mit letzter Kraft laufe ich den Lichtern entgegen; plötzlich ist sie wieder da die Hoffnung. Nein - ich will noch nicht sterben - ich bin noch so jung, nicht einmal 20 Jahre alt, ich will leben, ich will zurück in meine Heimat - zurück nach Mecklenburg- zurück nach Röbel !

Röbel 1936

Wir schreiben das Jahr 1936. Ich bin gerade 8 Jahre alt geworden und lebe mit meinen Eltern und meinen zwei Brüdern Hermann und Hugo in einem Haus, das mein Vater vor einem Jahr fertig gebaut hatte. Ich wußte noch nicht viel über die neue Zeit, das 1000 jährige Reich, das unsere Lehrer in der Schule priesen. Ich wußte nur, mein Vater musste sich so viele Jahre hart durchschlagen; jetzt war es endlich besser - unser Leben.

Als ich, Fritz Gotland 1928 geboren wurde, gab es in Deutschland eine schlimme Wirtschaftskrise. Anfang der 30-er Jahre hatten in den großen Städten viele Menschen nicht genug zu essen und lebten in ganz ärmlichen Verhältnissen. Mein Onkel Hugo erzählte mir manchmal davon, wenn er Fleisch, Brot, Getreide und andere Lebensmittel mit seinem kleinen Fuhrunternehmen nach Berlin brachte.

Er sah dort oft entsetzliches Elend, Menschen, die in alten abgehalfterten Klamotten auf den Straßen herumlungerten, Krüppel, die um ein Stück Brot bettelten, halbverhungerte Kinder. Obwohl es in den Großstädten am Ende der

„Goldenen Zwanziger“ auch eine sehr reiche Oberschicht gab, war Deutschland 14 bis 15 Jahre nach dem 1. Weltkrieg immer noch wirtschaftlich am Boden; ein Land, das seinen Stolz und seine Ehre verloren hatte.

In dieser Zeit war es ein Leichtes, Menschen zu manipulieren, mit Versprechen auf Arbeit, Wohlstand und soziale Gerechtigkeit zu beeinflussen. Es waren in dieser Zeit viele „Rattenfänger“ unterwegs, welche die Not und die Arbeitslosigkeit von so vielen Menschen ausnutzten. Die Leute waren nach wenigen Jahren der Demokratie überdrüssig und sehnten sich nach einem starken Mann. Rechte und linke Splittergruppen wurden immer mächtiger und bekämpften sich in zunehmenden Gewaltexzessen. Der Aufstieg der NSDAP schien unaufhaltsam. Obwohl es auch in Röbel zwei Stammkneipen der Rechten und Linken gab, war vieles an meiner Heimatstadt vorübergegangen.

Röbel war eine verschlafene kleine Stadt; es war immer noch ungewöhnlich, dass ein Neustädter eine Altstädterin heiratete. Seit Jahrhunderten waren die beiden Stadtteile, die jeweils eine eigene Kirche hatten und über Hunderte von Jahren zu unterschiedlichen Landesherren und Bistümern gehörten, durch das Mitteltor voneinander getrennt. Es gab über Jahrhunderte unterschiedliche Maße, Münzen und Gewichte in den beiden Stadtteilen.

Auch in meiner Kindheit lebten die Alt- und Neustädter in Röbel immer noch in eigenen Welten. Die Neustädter Kaufleute schauten oft verächtlich auf die Altstädter Bauern herab.

Mit der Wirtschaftskrise änderte sich die Situation. Es war ein Glück für Röbel, dass es die Altstädter Bauern gab. Für meinen Vater, Hermann Gotland war es ein großes Glück, dass er in eine alte traditionsreiche Altstädter Bauernfamilie, die Familie Tesch, einheiratete. Er war von 1910 bis 1918 beim Militär und im ersten Weltkrieg gewesen. Er wurde dort an der Schulter verletzt. Seine beiden Brüder waren im Krieg gefallen, seine Schwester lebte in Hamburg.

Mein Vater lebte in einer ärmlichen kleinen Wohnung mit seiner Mutter, die kurz nach meiner Geburt verstorben war.

Er schlug sich nach dem Krieg als Maler durch, viel gab es jedoch nicht zu verdienen. Als mein Vater seine spätere Frau Gustel Tesch kennenlernte, war es mit dem Hungern vorbei, denn Großvater Tesch hatte eines im Überfluss, Lebensmittel; in den 20-er Jahren war das wertvoller, als Geld und Gold. Der Großvater war ein strenger, aber irgendwie auch gütiger Mann, der versuchte, seine Familie mit ehemals 12 Kindern zusammenzuhalten. Fast alle seiner Kinder arbeiteten in der Landwirtschaft. Es gab selten einen Feiertag; meine Mutter Gustel musste mit ihren Geschwistern jeden Tag morgens um 4 Uhr aufstehen, um das Vieh zu versorgen und dann auf den Äckern der Familie Tesch bei Röbel zu arbeiten. So hart und schwer diese Arbeit auch war, der Zusammenhalt in der Familie Tesch hat mir als kleiner Junge immer sehr gefallen. Ich bin gerne mit meinem Großvater zusammen gewesen und habe auch die vielen Tiere gemocht. Für mich als Kind war das immer spannend und ein großes Abenteuer. Jeden Morgen spannte der Großvater die Pferde an, vorher wurde gemeinsam gefrühstückt, dann haben wir den ganzen Tag auf den Feldern verbracht, manchmal durfte ich mit den anderen Enkelkindern gemeinsam mit dem Großvater auf dem Kutschbock sitzen und die Pferde füttern. Das hat mir großen Spaß gemacht. Mittags wurde auf den Feldern Hausmacher Speck gegessen. Es war wirklich für mich eine unbeschwertere Zeit. Auch für meinen Vater wurde es viel besser. Durch großzügige Kredite von Großvater Tesch konnte er für seine Familie endlich ein eigenes Haus bauen, ein schönes Mehrfamilienhaus am Gotthunskamp in Röbel. Auch mit seinem Malereigeschäft ging es bergauf. Manchmal ist mein Vater abends mit dem Fahrrad über die Dörfer gefahren, um schon frühzeitig Werkzeug zu seinen Kunden zu bringen. Ab und zu durfte ich ihn begleiten.

Mein Vater war bekennender Sozialdemokrat, er hat nie viel von den Nazis gehalten. Trotzdem ging es den meisten Leuten in den ersten Jahren nach Hitlers Machtantritt besser, als je zuvor.

Jedes Versprechen, das er den Menschen gegeben hatte, schien er zu halten.

Und irgendwie imponierten uns Kindern die Uniformen, die Marschmusik, mit denen die SA durch die Stadt zog und es gab schöne Kinderfeste am Glienholz - jedes Jahr mit Lagerfeuer, Sonnenwendfeiern, all das, was Kindern so Spaß macht.

Wir konnten einen Volksempfänger kaufen, für mich wie das „siebte Weltwunder“.

Wir sind das erste Mal mit KdF 1936 im Urlaub gewesen, im Schwarzwald, in einer schönen Pension in Königsfeld und auch 1938 noch mal in Gösweinstein in Franken. Das sind Erinnerungen, die ich nicht vergessen habe. Auch mit Deutschland ging es ja bergauf, das Land wurde immer größer und bedeutender, es gab keine Arbeitslosen mehr, die olympischen Spiele in Berlin waren ein Riesenerfolg.

Und die Reden unseres großen Führers im Radio wollten wir als Kinder nie versäumen.

Als einmal Goebbels in Röbel war, kannte die Begeisterung keine Grenzen.

Als er ankam, nahm zunächst kaum jemand Notiz von ihm. Er war viel kleiner als unser Bürgermeister. Ein kleiner hinkender in einer braunen Uniform gekleideter Mann. Er stand da, musterte die Menge und wartete. Auf einmal wurde es still. Dann fing er zu reden an. Alle waren von seiner Rhetorik begeistert; es war, als ob er die Menschen mit einem Zauber in den Bann zog, einem bösen Zauber, wie wir alle später erfahren und erlitten haben. So konnten wir auch nicht erahnen, dass alles, was wir unter Hitler zunächst als großartig empfunden haben, nur einem Ziel diente, - einen großen Krieg vorzubereiten und den kruden Ideen eines bösen Psychopathen Raum zu

geben. Das Böse bediente sich da einer Maske, der Lüge, um ein ganzes Land in den Abgrund zu treiben.

Kindheit unterm Hakenkreuz

Lange bevor wir erkannten, wie böse das Nazi-System wirklich war, nahm zunächst jedoch die Begeisterung für die neue Zeit immer weiter zu. Unsere Lehrer erzählten uns in der Schule etwas von der Überlegenheit der deutschen Rasse. Wir wurden angehalten, die Lehrer nicht mehr mit Guten Tag, sondern mit Heil Hitler zu begrüßen. Trotzdem hatte die „Storchenschule“ etwas ganz Romantisches.

Wir lernten in der Schule sozusagen Deutsch als erste Fremdsprache, denn in Röbel sprachen die Leute ja Niederdeutsch - Mecklenburger Platt. Jede erste Stunde hatten wir Religionsunterricht bei Propst Dierhagen. Das hat uns immer sehr interessiert, denn der Probst war ein überaus gebildeter Mann, der uns nicht nur viel über die Bibel erzählte, sondern auch etwas über die Planeten und Sterne, ihren Lauf, die Entstehung des Lebens, den Sinn unseres Daseins. Für ihn war Religion und Glaube nie ein Widerspruch, er hat uns gelehrt, die Welt mit tieferen Augen zu sehen. So hat er uns verstehen lassen, dass wir als Menschen immer weiter fragen werden: Was war vor der Erde ? Wie ist sie entstanden ? Was war vor dem Sonnensystem, was war vor dem Universum, was war vor der Welt ? Und da wir Menschen immer weiter fragen werden, hat er uns verstehen lassen, dass es etwas geben muss, eine schöpferische Kraft, aus der auch wir hervorgehen und zu der wir hingehen - GOTT. Er hat uns gelehrt - alles ist relativ, nur GOTT nicht, GOTT ist die absolute Wahrheit, die uns trägt. Diese - seine Weltanschauung hat der Probst schon bei seiner ersten Predigt in der Nikolaikirche zum Ausdruck gebracht.

In Röbel war es nämlich üblich, sich für eine freigewordene Pfarrstelle mit einer „ersten Predigt“ zu bewerben. Nach dem Tod des Röbbeler Nikolaipfarrers Wieland, 1937, gab es jedoch mehrere Bewerber auf diese Stelle. Jeder bekam an einem Sonntag ein Blatt Papier, auf der eine Bibelstelle stand, über die es zu predigen galt. Nun ist ja leider auch Neid und Missgunst unter kirchlichen Würdenträgern weit verbreitet. So reichte man Probst Dierhagen an dem Sonntag, wo er an der Reihe war, einen leeren Zettel. Der Probst hielt diesen Zettel

genüsslich in die Höhe und sagte: „Vorne Nichts und hinten Nichts - und aus dem Nichts hat GOTT die Welt geschaffen.“ Dann predigte er eine halbe Stunde über die Schöpfung und den Ursprung der Welt. Alle waren begeistert und der Probst erhielt die Pfarrstelle.

Meine Eltern und auch die Familie meiner Großeltern waren sehr gläubige Menschen. Sie standen in der langen Tradition evangelischer Christen in meiner Heimatstadt. Der Kirchgang war an jedem Sonn- und Feiertag ein absolutes Muss. In der Kirche waren die Reihen mit festen Namen beschriftet, um sicherzugehen, dass man bei der immer sehr gut gefüllten Kirche auch einen Sitzplatz bekam. So hatte auch Großvater Tesch die Plätze in den beiden Röbeler Kirchen mit festen Namen beschriften lassen.

Großvater Tesch war ein vom Leben durchaus gezeichneter Mann. Sein ältester erstgeborener Sohn Friedrich war im ersten Weltkrieg bei Verdun gefallen. Der Großvater hat das nie verwunden. Oft erzählte er mir von ihm, was für ein guter Junge das war, wie er gelitten hat unter den vielen Toten, dem sinnlosen Sterben, dem namenlosen Grauen der „Blutpumpe“ und dass es sein Traum war, einmal zu studieren. Durch die Erfahrung des Krieges wollte er unbedingt Medizin studieren.

Großvater Tesch hatte schon viel Geld zur Seite gelegt, um das Studium zu bezahlen. Dann kam die Todesnachricht, der Großvater wäre bald wahnsinnig geworden. Er hätte sich so gewünscht, in der Familie einen eigenen Hausarzt zu haben. Friedrich war nicht das einzige Kind des Großvaters, welches früh gestorben war. Zwei kleine Geschwister waren früh an Schwindsucht gestorben. Unser Hausarzt Dr. Vosse konnte ihnen trotz aller Bemühungen leider nicht helfen. In der Familie herrschte eine feste Ordnung. Der Großvater war sehr dominant. Meine Großmutter Anna Tesch hatte sich ausschließlich um Haus und Herd zu kümmern. Weitere Rechte hatte sie nicht. Meine Tanten Amalia und Magda hatten in andere Bauernfamilien eingeheiratet. Richard hatte selbst eine kleine Wirtschaft, Hugo hatte ja ein Fuhrunternehmen, Alfred bewirtschaftete ein Stück Land bei Mirow, ca.

20 km von Röbel entfernt, meine Tante Martha lebte im Rheinland, mein Onkel Franz, der zweitälteste sollte den Hof einmal erben.

Er stand jedoch in den frühen 30-er Jahren den Kommunisten nahe, für den Großvater, der mit Politik nie viel zu tun haben wollte ein großes Problem. Ein ebenso großes Problem war für ihn sein jüngster Sohn Ernst, der relativ gutmütig war, sich aber so sehr für die Ideen der Nazis begeisterte, dass er unbedingt in die SS eintreten wollte. Wenn die ganze Familie manchmal beim Mittag- oder Abendessen bei größeren Anlässen zusammensaß, mussten alle auf den Großvater warten und wenn er mit dem Essen fertig war und mit seinem Pantoffel am Boden kratzte, war das gemeinsame Mahl auch für alle anderen beendet.

Meine Mutter Gustel, die ein wenig stotterte, lebte mit meinem Vater in den dreißiger Jahren ein relativ zufriedenes und glückliches Leben. 1932 wurde ja mein jüngerer Bruder Hermann geboren. Einmal sollten mein älterer Bruder Hugo und ich auf ihn aufpassen. An unserem neuen Haus am Gott-hunskamp vorbei führte ein Graben, in den allerlei Abwässer eingeleitet wurden. Wir nannten ihn nur den Stinkergraben. Wie kleine Kinder nun mal so sind, beugte sich Hermann beim Spielen zu tief über den Graben und fiel kopfüber hinein. Mein älterer Bruder Hugo bekam es mit der Angst zu tun und lief davon. Ich habe „Klein-Hermann“ dann herausgezogen.

Er stank entsetzlich, seine Bekleidung war voll mit Kot und Dreck, der ganze Körper mit verschmutztem Schlamm bedeckt.

Als ich ihn so nach Hause brachte, bekam ich den Rohrstock meines Vaters zu spüren.

„Du solltest doch auf ihn aufpassen!“ schrie er mich an. Als Bruder Hugo zuhause eintrudelte, hatte sich der Zorn meines Vaters schon gelegt und bis auf eine „Gardinenpredigt“ kam er mit einem „blauen Auge“ davon.

Trotz dieser von mir als ungerecht empfundenen Bestrafung, war mein Vater gut zu mir. In meinen frühen Kindheits-

erinnerungen bin ich manchmal mit ihm auf den Altstädter Kirchturm hinaufgestiegen. Von dort oben habe ich dann die Weite der Müritz und die majestätische Schönheit des „kleinen Meeres“ beobachtet. Oft ist mein Vater mit mir auch mit dem Dampfer nach Waren gefahren. Wenn der Dampfer von der alten Bootsanlegestelle ablegte, war dies immer sehr romantisch und schön.

Die Familie Gotland gehörte nicht wie die Familie Tech zu den traditionsreichen alteingesessenen Familien Röbels. Mitte des 19. Jahrhunderts waren die Gotlands aus dem Lübecker Raum hier eingewandert.

Mein Großvater Gotland war sehr jung gestorben, seine Söhne und seine Tochter haben ihn nie richtig kennengelernt. So musste sich meine Großmutter irgendwie durchschlagen. Sie hatte schlimme Zeiten erlebt, zwei ihrer Söhne waren ja im ersten Weltkrieg gefallen. Meine Tante Alwine musste ihren jüngsten Bruder dann zusammen mit Großmutter aufziehen. Irgendwann in den zwanziger Jahren ist sie nach Hamburg gegangen und hat dort eine eigene Familie gegründet, blieb aber Röbel immer treu verbunden. Ich selbst war jedes Jahr einmal mit Großvater Tesch und meinen Eltern zum Einkaufen in Hamburg. Wir sind immer ganz früh vom kleinen Röbeler Bahnhof losgefahren, zuerst nach Ganzlin, sind dann dort umgestiegen, nach Parchim gefahren und dann nach Hamburg. Obwohl wir meist nur wenige Stunden Zeit hatten, bin ich immer sehr gerne mitgefahren. In der großen Hansestadt spürte man Weltoffenheit, man roch förmlich den Duft der großen weiten Welt. Das waren schöne und erfüllte Momente meiner Kindheit.

Im November 1938 gab es in Röbel ein Ereignis, was mich damals tief bewegt hat und dessen Tragweite ich überhaupt noch nicht einschätzen konnte. Es war der Abend des neunten November, wir kamen gerade von Großvater Tesch nach Hause, da sahen wir, wie ein Mann von SS-Leuten durch die Straßen getrieben wurde.

Man hatte ihm ein Schild umgehängt, auf dem war ein sechszackiger Stern zu sehen und darunter stand: „Ich bin ein

Judenschwein.“ Es war der Kaufman Salomon, der mir als kleiner Junge immer Gummitiere aus seiner großen Glas-
kugel geschenkt hatte. Ich mochte ihn wirklich sehr gerne. Er
war immer gut zu mir. Umso schockierter war ich über das,
was ich sah. Die Scheiben seines kleinen Kaufhauses am Pfer-
demarkt waren eingeschlagen worden, man hatte den Laden
geplündert.

In Röbel gab es immer eine kleine jüdische Gemeinde. Ich
habe als kleiner Junge immer gerne mit Levi, dem einzigen
Sohn der Familie Beyer gespielt. Er ist aber dann auf eine
andere Schule gegangen. Auch sein Vater wurde in jener
Nacht verhaftet.

Wir hatten als Kinder nie ein Problem mit unseren jüdischen
Altersgenossen. Es gab in Röbel sogar eine Synagoge in der
Kleinen Stavenstrasse, die jedoch Mitte der 30er-Jahre bereits
verkauft worden war.

Wie wir viele Jahre später erst erfahren haben, wurden alle
männlichen Juden Röbels verhaftet, im Gefängnis Neustrelitz
eingesperrt und später in den Konzentrationslagern Ausch-
witz und Theresienstadt ermordet.

Seinerzeit ahnten wir jedoch noch nichts von diesem Jahr-
hundertverbrechen, wir waren einfach nur sehr traurig.
In den nächsten Tagen fragten wir unseren Klassenlehrer
Tiel, was all das zu bedeuten hätte. Lehrer Tiel war Geschichts-
und Deutschlehrer, ein überzeugter Nationalsozialist. Er
erklärte uns, dass Juden zu einer minderwertigen Rasse
gehören würden.

Von alters her gäbe es nur eine Rasse, deren gottgegebene
Aufgabe es sei, über alle anderen Rassen zu herrschen. Diese
Rasse von Gottmenschen hätte bereits vor undenkbar langer
Zeit in einem alten Reich namens Atlantis gelebt, sie hätten
sich dann in Nordeutschland, Skandinavien und später auch
in Indien und Persien angesiedelt, dort jedoch mit minder-
wertigen Rassen vermischt. Diese Herrenrasse wären die
Arier, große blonde blauäugige Menschen. In der deutschen
Kultur und Sprache würde diese Rasse ihre höchste Vervoll-
kommnung finden. Wir sollten stolz sein, diesem Herrenvolk

anzugehören. Auch das Hakenkreuz, im alten Indien ein von den Ariern benutztes Symbol der Gegenwart Gottes, wäre schon bei den alten Germanen, den reinsten Trägern des arischen Blutes als Sonnenrad bekannt gewesen. Auch Jesus Christus sei in Wirklichkeit ja Arier gewesen, schon in der Bibel könne man lesen, Jesus sei Gottes Sohn, er sei demzufolge der reinste Träger des Ariertums. Überhaupt seien nur die Arier zu kulturellen, wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und sportlichen Höchstleistungen fähig. Nur durch die Herrschaft der Arier sei ein weltweiter Frieden garantiert.

Dann sprach er über die jüdische Rasse.

Die jüdische Rasse sei die minderwertigste menschliche Rasse, die es auf der Welt gäbe. Die Juden seien für alle großen Kriege auf der Welt verantwortlich. Diese Rasse sei von Natur aus böse, auch Gott hätte die Juden längst verworfen, obwohl er immer wieder Mitleid mit ihnen gehabt hat. Die Juden hätten Christus ermordet. Auch heute noch würden sie hauptsächlich als Geldwechsler und Kaufleute andere ehrlich arbeitende Menschen ausbeuten. Die Dekadenz der USA und die bolschewistische Verschwörung des slawischen Untermenschentums seien Beispiele für die Aggressivität der jüdischen Rasse.

Auch die Röbeler Juden müsse man unter Kontrolle haben, in Arbeitslagern umerziehen, sie hätten nur eine Aufgabe, für Deutschland zu arbeiten. Sonst würden auch sie sich früher oder später an der jüdischen Weltverschwörung gegen Deutschland beteiligen. Auch alle anderen Rassen, wie die negriden, die ostischen, asiatischen und indianischen Rassen wären im Verhältnis zu den arisch-deutschen Herrenmenschen genau wie die Juden und Slawen Untermenschen. Deshalb müsse Deutschland herrschen über Moskau, New York, Rio und London, ja auf der ganzen Welt.

Schon Widukind hätte gegen die Franzosen im 8. Jahrhundert für die Freiheit Deutschlands gekämpft. Jede Vermischung von Rassen würde mit einer Weitergabe minderwertigen Erbguts einhergehen und sei Blutschande, so als würde man sich mit einem Tier paaren.

Nazilehrer Tiel war sehr überzeugend.

Auch andere Lehrer wie unser Geographielehrer Ehrmann konnten sehr überzeugend sein. Einmal begrüßte ich ihn in der Schule auf dem Flur mit „Guten Tag“ und vergaß das obligate „Heil Hitler“. Daraufhin musste ich vor der versammelten Klasse nach vorne kommen und Ehrmann holte einen großen Bündel Rohrstöcke hervor. Daraufhin sagte er theatralisch: „Damit Du Dir, damit ihr euch künftig gut den Deutschen Gruß merkt und es nie mehr vergesst, wie man sich in Deutschland grüßt!“ Dann zog er einen besonders langen dünnen Rohrstock hervor, an dem auf der „Schlagseite“ kleine Nägel befestigt waren: „Schaut her, sagte er zynisch, das ist einer für meine ganz

spezielle Kundschaft!“ Dann schrie er mich an „Bücken“ Daraufhin hieb er mir mit voller Wucht direkt auf den Rücken. Nach dem dritten Mal, wo sich die kleinen Nägel in meine Haut gebohrt hatten, wollte ich am liebsten losschreien vor Schmerz, ich biss mir jedoch auf die Zunge. Auch als Lehrer Ehrmann erwartete, dass ich mich bedankte und mir laut und unüberhörbar zurief:

„Ich höre nichts“ schwieg ich still. Schließlich wollte ich mich vor meinen Klassenkameraden nicht blamieren. Ehrmann schlug immer wieder zu und traf immer wieder die gleiche Stelle, nicht sechsmal nicht achtmal, zehnmal ... , meine Haut hing schon blutend in Fetzen vom Rücken herab. Ich konnte nicht mehr und sagte leise „Danke schön“. Daraufhin schlug er noch einmal zu und schrie: „Lauter!!!“ Daraufhin rief ich laut „Danke Herr Ehrmann“. Siehst Du, sagte er, es geht doch. Den Hitlergruß habe ich seitdem nie mehr vergessen. Er war mir in Fleisch und Blut übergegangen.

Zum Glück nahmen es mir meine Klassenkameraden nicht krumm, dass ich einmal nachgegeben hatte. Ich hatte einige gute Freunde in der Klasse. Einer von ihnen tat mir manchmal ein wenig leid. Es war Heinrich Möller, er hatte es nicht so mit Mathematik, war schon 3-mal sitzengeblieben und auch mit dem Hochdeutsch hatte er so seine Schwierigkeiten. Als Mathelehrer Brille ihn fragte: „Wieviel ist 4 mal 7?“ antwortete er auf Platt „Dat will ick se sägen Herr Lihrer, dat is ganz schön veel“, was so viel bedeutet, wie „ganz schön viel“.

Zum Glück war der Mathelehrer ein besonnener Mann und schüttelte nur achselzuckend den Kopf. Einmal hatte uns unser Klassenlehrer Tiel einen Wandertag versprochen. Wir sollten uns um 8 Uhr bei ihm vor dem Haus einfinden.

Frohen Mutes waren wir Punkt 8 Uhr zur Stelle. Als sich bis 9 Uhr immer noch nichts rührte, sangen wir ihm ein Lied „Wachet auf wachet auf, es kräht schon der Hahn“. Einen Moment rief er aus dem Fenster, ich komme gleich. Als er vor seiner Haustür erschien, sagte er barsch „Abmarsch Richtung Schule, dort antreten“. Dann bekam ich wieder den Rohrstock zu spüren, diesmal erging es jedoch all meinen Klassenkameraden nicht anders.

Danach befahl er: „Bis morgen schreibt ihr einen Aufsatz - Thema - Unser schöner Wandertag“. Am nächsten Morgen sagte er uns dann: „Eines müsst ihr lernen, wenn ich anordne 8 Uhr, habt ihr zwar pünktlich zu sein, ich jedoch kann kommen, wann immer ich will, wenn ich sage, die Tafel ist weiß und nicht schwarz, darf es für euch nur eine Antwort geben: „Jawohl Herr Tiel, die Tafel ist weiß!“ Am Samstag war „Jugendtag“. Wir hatten Vaterlandskunde und Sport bei Lehrer Grundmann. Er war natürlich auch ein überzeugter Nazi. Wir mussten im Winter mit der Spitzhacke Löcher in den gefrorenen Müritzsee hacken und Eisschwimmen üben, im Sommer mussten wir einen Bauchsprung vom 3 Meter Brett machen und den Kopfsprung üben. Wer Angst hatte, wurde mit dem Kopf vorweg ins Wasser gestoßen. Einmal hatte einer meiner Kameraden einen Schock und tauchte nicht wieder auf. Zum Glück sprang unser Lehrer gleich hinterher und zog ihn unversehrt aus dem Wasser. Grundmann legte viel Wert auf die sportliche Ertüchtigung. Wir mussten auch Kampfsportarten wie Rugby und Boxen lernen. Irgendwie hat er uns beeindruckt. Er hat uns eingetrichtert, wie der Führer gesagt hat: „müsst ihr sein hart wie Kruppstahl, flink wie ein Jagdhund und zäh wie Leder!“

Ihr seid doch Hitlers Jungs, richtige Kerle, die Elite unseres großen Führers. Darauf waren wir mächtig stolz.

Es gab auch einmal im Jahr ein Sportfest. Bei der Olympiade in Berlin 1936 holte Deutschland die meisten Medaillen und

so glaubten wir ihm und unseren anderen Lehrern nach und nach, dass der Führer recht hatte, wir als Deutsche hatten ja die meisten guten Wissenschaftler, die größten Helden, die besten und klügsten Denker. Und wenn wir auf die Landkarte schauten, hatte es unser großer Führer geschafft, mit friedlichen Mitteln alle Deutschen „Heim ins Reich“ zu holen. Warum sollte er also nicht auch die Weltherrschaft mit friedlichen Mitteln erreichen: Hitler und Goebbels sprachen nur vom Frieden und wir glaubten ihnen, sie waren die größten Führer, die Deutschland je hatte. Es gab keine Arbeitslosigkeit mehr, es wurden neue Krankenhäuser errichtet, die Kriminalität war gleich null, es wurden Autobahnen gebaut. Deutschland war ein großes und blühendes Land geworden. Wir konnten gar nicht anders als „Deutsch zu denken, Deutsch zu handeln und Deutsch zu fühlen“ Wir waren wirklich Hitlers Jungs, eine schlagkräftige Truppe, auf die sich unser Führer immer verlassen konnte.

Ich war stolz auf mein Land, ab 1939 gehörte ich zum „Jungvolk“, ich war ein Pimpf. Unser Jugendführer hat viel mit uns unternommen. Oft fanden Lagerfeuer statt und Gemeinschaftsabende, die ich sehr geliebt habe. Gelegentlich ärgerten uns die oberen Schulklassen. Einmal riss Hans Jakob, der zwei Klassen über mir war, in der

Pause die Tür unseres Klassenzimmers auf und verspottete uns und schrie „Ihr dummen Nazipimpfe“. Das ging uns gehörig auf die Nerven und so beschlossen wir, ihm eine Abreibung zu verpassen.

Ich versteckte mich hinter der Tür und wollte ihn in den Schwitzkasten nehmen. Es ließ nicht lange auf sich warten, bis wirklich jemand die Tür aufriss. Dummerweise war es Lehrer Grundmann, der in meinem Schwitzkasten landete. Aha, rief er, Gotland, immer wieder Gotland ! In der nächsten Sportstunde durften alle zugucken, wie ich geschliffen wurde „Häschen Hüpf“, Liegestütze und Sprinteinlagen wechselten einander ab - eine Stunde lang. Bei den Anderen war das Gelächter und die Schadenfreude natürlich groß.

Trotz all der kleinen und großen Schikanen habe ich meine Kindheit unterm Hakenkreuz als schön und unbeschwert

empfunden. Wir kannten ja nichts anderes und haben erst viel später gemerkt, wie uns diese Erziehung zum Hass und zu vermeintlicher Stärke auf einen schrecklichen Krieg vorbereitete.

1939 war ein strahlender wunderschöner Sommer. Zu Pfingsten fand, wie immer, das traditionsreiche Speckreiten statt. Niemand dachte an Krieg, als wir in den großen Ferien zur Kroneiche wanderten, uns von der wunderschönen Mecklenburger Landschaft verzaubern ließen und an der Müritz ausgelassen beim Badespaß vom anstrengenden Schuljahr erholten. Alles sah so ruhig und friedlich aus.

Es wird zurückgeschossen

Anfang September 1939 begann, wie jedes Jahr das neue Schuljahr. Diesmal an jenem 1. September 1939 war es jedoch ganz anders. Am Morgen hörten wir alle die Rede des Führers im Reichstag. Wir hörten, obwohl der Führer alles unternehmen hätte, um den Frieden zu sichern, ungeheuerliche Grenzverletzungen Polens immer wieder stattfinden würden, besonders gegen die freie Stadt Danzig. Erst gestern hätte es wieder einen Überfall auf den Sender Gleiwitz durch Polen gegeben. Man hätte alles versucht, um den Weltfrieden zu retten, sogar einen Nichtangriffspakt mit Russland abgeschlossen. Man könne die Haltung der Westmächte überhaupt nicht verstehen, die Polen uneingeschränkte Solidarität zusicherten, Deutschland könne jedoch die Provokationen Polens nicht länger hinnehmen. Man müsse die deutsche Minderheit schützen, deshalb werde ab heute zurückgeschossen.

In den ersten Kriegsmonaten gab es nur Siege zu vermelden. Deutschland hatte in wenigen Wochen Polen besiegt, Belgien, die Niederlande, Frankreich waren besetzt.

Der Wüstenfuchs, Generalfeldmarschall Rommel hatte den Norden Afrikas besetzt.

Es schien, dass Deutschland den Krieg in wenigen Jahren gewinnen und die Weltherrschaft erringen könne.

Am 22.Juni 1941, der Krieg war nun fast zwei Jahre alt, es war ein sonniger Junisonntag, wir waren gerade aufgestanden, ertönte im Radio gegen halb sechs Fanfarenmusik, danach war Goebbels zu hören.

Er zitierte den Führer:

„Von schweren Sorgen bedrückt, zu monatelangem Schweigen verurteilt, ist nun die Stunde gekommen, in der ich endlich offen sprechen kann“, die letzten Worte des

Führers: „Ich habe mich deshalb heute entschlossen, das Schicksal und die Zukunft des Deutschen Reiches und unseres Volkes wieder in die Hand unserer Führung zu legen.“ Wir erstarrten in eisigem Schweigen.

Hitler hatte die Sowjetunion überfallen, einen Feldzug gegen das „slawische Untermenschentum“ zur Eroberung von „Lebensraum im Osten“ befohlen. Goebbels sprach von einem Kampf zur Rettung der europäischen Kultur, der europäischen Rasse vor der Vernichtung.

Mein Vater war der erste, der das Schweigen durchbrach. Er sagte: „Nun ist der Krieg verloren, Hitler kann keinen Zweifrontenkrieg gewinnen, das ist unmöglich... Aber bitte, Kinder schweigt still, sonst werden sie uns alle verhaften“.

Wir glaubten Vater sowieso nicht, alle Frontmeldungen schienen ihn Lügen zu strafen. In wenigen Wochen war unsere glorreiche Wehrmacht bis kurz vor Moskau vorgezogen, dass eigentlich die Schlacht um Moskau die erste große Niederlage der deutschen Wehrmacht war, erfuhren wir erst später. Wir waren überzeugt, dass es richtig für Deutschland wäre Lebensraum im Osten zu erobern. Deutschland war doch ein Volk ohne Raum. Dass unser Land einen brutalen Vernichtungskrieg führte, der 6 Millionen Deutschen und 21 Millionen Russen das Leben kostete, der gegen jede Menschlichkeit geführt wurde und der Europa in einem Meer aus Blut und Tränen versinken ließ, habe ich erst viel später begriffen.

Zunächst schien es, dass nichts unsere glorreiche deutsche Streitmacht aufhalten könne.

Bei den Fahnenappellen erfuhren wir immer neue Siegesmeldungen, jeden Morgen sahen wir den Frontverlauf und auch, wenn dieser manchmal ein wenig rückverlagert wurde, waren wir von der Notwendigkeit dieser Frontbegrädigungen überzeugt.

Manchmal jedoch schlichen sich aber doch gewisse Zweifel ein. Einer meiner Klassenkameraden Heiner Malke, bemerkte einmal, wie sein Vater BBC hörte. Heiner glaubte so sehr an den Führer, dass er es sofort der GESTAPO meldete. Sein Vater und seine Mutter wurden sofort verhaftet. Wenige Wochen später kam die Todesnachricht, beide seien an „Herzversagen“ gestorben. Die Warnung meines Vaters kam mir in den Sinn. Ich hätte das nie fertiggebracht, meine eigene Familie anzuzeigen; waren familiäre Bande nicht doch wichtiger, als jede noch so große Ideologie ?

Wir waren ja jetzt alle in der Hitlerjugend.

Unser HJ-Führer war sehr attraktiv und absolut durchtrainiert. Er erklärte uns:

„Die bisherige Menschheitsgeschichte ist eine Geschichte von Kriegen. Ohne Kriege gibt es keine Entwicklung, zu viel Frieden, zu viel Harmonie macht die Menschen nur krank. Deshalb liegt allein im Kampf des Stärkeren und in seinem Sieg über das Schwächere der Schlüssel zu jeder Weiterentwicklung. Da die Deutschen nun mal die Stärksten seien, wäre der Endsieg nahe, nur noch eine Frage der Zeit !“

Wir glaubten ihm und doch überkamen uns wieder gewisse Zweifel, als wir einmal bei der Kartoffelernte sahen, wie jüdische und russische Gefangene, die helfen sollten, behandelt wurden. Es waren total abgemagerte Gestalten, viele waren so hungrig, dass sie sich auf die rohen Kartoffeln stürzten. Die SS, welche zur Bewachung mitgekommen war, schlug einfach auf die wehrlosen Menschen ein und schoss in die Menge. Mindestens 10 von ihnen oder mehr lagen danach tot auf dem Boden, die Leichen wurden wie Kartoffelsäcke auf den Laster befördert, mit dem sie gekommen waren.

Wir konnten ihnen nicht helfen, wir hatten Angst, überall war SS. Unser HJ-Führer sagte uns, die hätten es nicht besser verdient, es seien alles Schwerverbrecher.

Und doch alle Zweifel konnte er nicht vergessen machen. Vielleicht war ja etwas dran, an jenen Gerüchten über menschenunwürdige Bedingungen in Arbeitslagern, an Verbrechen ? Aber Nein, das konnte einfach nicht stimmen. Bei der Hitlerjugend lernte ich Segelflug, ein Kindheitstraum. Alles was ich von unserem HJ-Führer lernte, faszinierte mich, er machte uns alles vor und war immer der Beste, beim Laufen, Schwimmen, Boxen, Fliegen...

Im Februar 1943 hörten wir gemeinsam die Sportpalastrede von Goebbels: Wir waren begeistert von seiner Rhetorik: „Wollt ihr den totalen Krieg?“, fragte er und wir alle an den Volksempfängern schrien, wie die Zuhörer im Sportpalast „Ja“. Als der Beifall abebbte setzte Goebbels nach: „Wollt ihr ihn, wenn nötig, totaler und radikaler, als wir ihn uns heute überhaupt noch vorstellen können?“ Und wieder sprangen wir auf von unseren Plätzen und schrien: „Ja!“ „Seid ihr bereit, mit dem Führer, als Phalanx der Heimat hinter der kämpfenden Wehrmacht stehend, diesen Kampf mit wilder Entschlossenheit und unbeirrt durch alle Schicksalsfügungen fortzusetzen - bis der Sieg in unseren Händen ist?“ Jubel, Beifall und Begeisterung nicht nur im Sportpalast, sondern auch bei den Zuhörern überall im Land: JAWOLL

„Führer befiel, wir folgen Dir!“

„Nun Volk steh auf und Sturm brich los!“

Zu spät in den Krieg

Ab 1943 hatten wir nur noch eine Sorge:

Wir würden zu spät kommen, zu spät für das große Abenteuer Krieg, zu spät für den Endsieg. Unsere glorreiche Armee war weit in Russland vorgedrungen, so weit, dass es immer mehr Frontbegradigungen geben musste. Auch aus Stalingrad mussten wir uns vorläufig aus taktischen Gesichtspunkten zurückziehen für ein noch größeres Ziel, als Tarnung sozusagen. Dass in Wirklichkeit die 6. Armee dort ihr Ende nahm, der Anfang vom Ende ..., das konnte niemand ermessen.

Wir konnten nur die großen heroischen Verluste an den Todeslisten der Gefallenen erahnen, die jeden Tag in der Zeitung zu finden waren.

Auch mit den Amerikanern waren wir ja nun im Krieg, aber unser Führer würde bald eine Wunderwaffe entwickeln. Lange konnte es nicht mehr andauern, bis wir über die ganze Welt herrschten.

Wir wollten unbedingt Teil davon sein, als Flak-Helfer. Im Januar 1944 wurden wir zum FLAK -Dienst als Flugabwehrhelfer eingesetzt. Endlich, das Abenteuer Krieg konnte beginnen. Kurz vor meinem 16. Geburtstag ging es los. Zunächst wurden wir in Rechlin zusammengezogen. Hier hatte ich ja schon bei der Hitlerjugend an einem Kurs im Segelflug teilgenommen. Ich war schon immer fasziniert vom Segelflug.

Die Hitlerjugend hatte mir die Möglichkeit gegeben, zu fliegen. Als kleiner Junge habe ich immer davon geträumt, mich wie ein Vogel in die Lüfte zu erheben. Der Segelflug war für mich das Faszinierendste, was ich bis dahin je erlebt hatte. Die Freiheit, die ich fühlte, war einfach grenzenlos. Jetzt kehrte ich also zurück nach Rechlin. Dort wurden wir von Oberstleutnant Heiwald empfangen. Er ließ uns 2 Stunden antreten. Dann schrie er uns an „Merkt euch eins, ihr Spruze, euch treiben wir hier den Lebenswillen aus, Hitlers Jungs leben und sterben für unseren Führer. Das ist der Sinn eures Lebens. Dazu seid ihr von eurer Mutter geboren worden.

Der Feind bombardiert deutsche Städte. Überall sind unschuldige Frauen und Kinder im Bombenhagel der Engländer und Amis gestorben. Das sind keine Menschen, das sind Barbaren. Habt ihr verstanden - Barbaren !

„ Mit jedem Flieger, den ihr abschießt, rettet ihr das Leben deutscher Mütter, deutscher Kinder ...Ich höre nichts“. Dann haben wir geschrien: „Jawoll Herr Oberstleutnant.“

Dann wurden wir auf die Zimmer aufgeteilt, vorher eingekleidet.

Auf den Zimmern haben uns die Längergedienten empfangen. Sie schrien uns an: „Lernt erst mal zu grüßen, wie heißt das

Spruze“. Wir mussten antworten „Jawoll Herr Luftwaffenoberhelfer“.

Zwei Minuten nachdem wir unsere Uniform erhalten und das Zimmer bezogen hatten, erschienen die Unteroffiziere „ACHTUNG“ schrie forsch der Stubenälteste, was dann folgte, war eine Schrankkontrolle.

Die Unteroffiziere schrien uns an:

„Sind wir hier bei Hempes unter dem Dach?“ Dann wurde der Schrank umgedreht und alles auf den Boden geschüttet. „In fünf Minuten sind wir wieder da, dann will ich hier einen Schrank und keinen Saustall mehr sehen“. Das war natürlich nicht zu schaffen und so wiederholte sich das Spiel die halbe Nacht, dann erfolgte eine Staubkontrolle. Der Karpo fuhr mit seinem Finger auf dem Schrank entlang und schrie: „Seht ihr mich noch?“ Danach Böhmischer Winter, es wurde Scheuermittel und Wasser auf den Boden ausgeschüttet. Bis morgen früh ist das blank, aber wehe ihr macht Lärm und in einer Stunde ist hier Nachtruhe. Auch das konnten wir kaum zur Zufriedenheit schaffen und so wurden wir am nächsten Tag mit einer weiteren Schikane geschliffen, Maskenball - alle 3 Minuten eine andere Uniform, dann wieder Schrankkontrolle, am nächsten Tag Laufen, Hüpfen, Robben, bis wir nicht mehr konnten.

Die erste Zeit dort gewann ich einen ersten Eindruck von der Hölle und doch war das nichts im Vergleich zu dem, was noch folgen sollte. Und doch waren wir sehr stolz auf die Ausbildung am Geschütz und dann war es soweit. Nachts um drei Uhr tönte es „Gefechtsalarm“. Meine Kameraden und ich schossen drei feindliche Flugzeuge ab, wir waren sehr stolz, diese Flieger konnten keine Bomben mehr auf unsere Städte werfen.

Seit ich die Familie aus Hamburg, die ausgebombt worden war und in unserem Haus in Röbel Unterschlupf gefunden hatte, kennenlernte - sie hatten ihre kleine Tochter im Bombenhagel verloren, spürte ich einfach nur Hass auf diese Bomberpiloten. Über jedes Flugzeug, das wir abschossen, war ich froh.

Und doch konnten wir nicht verhindern, dass immer öfter abends Gefechtsalarm ertönte. Nach 6 Wochen wurden wir nach Hannover-Langenhagen verlegt.

Dort erlebten wir Tag und Nacht immer wieder Gefechtsalarm... Gefechtsalarm. Das ohrenbetäubende Dröhnen der Lautsprecher der Geschütze und Bomben wurde für uns zur Normalität. Einmal tönte es „Starke englische Bombenverbände aus Richtung West Nordwest. Wir rannten an die Geschütze, ich war Richtkanonier, mein guter Freund Heinz Mahn, auch aus Röbel, war Ladekanonier. Er war ein guter Junge, wir haben uns oft unterhalten über seine Träume. Pianist wollte er einmal werden, Er war einziger Sohn des Altstädter Organisten und seiner Frau. Er erzählte mir immer wieder von seiner Mama, „Sie hat so lange auf mich gewartet, sagte er oft, als Mama 42 war, wurde ich geboren, wie durch ein Wunder. Meine Mama wäre bald gestorben, als ich geboren wurde“. Er sagte: „Fritz, ich muss einfach wieder heimkommen, Mama wird bald alt, sie überlebt es nicht, wenn mir etwas geschieht“.

Einmal hat mich Heinz vom Geschütz weggezogen, als Bomben in unserer Nähe aufschlugen. In jener Nacht konnte er mir aber nicht helfen. Ich hörte erst ein leises Pfeifen dann eine laute Explosion, dann einen harten Schlag gegen meine rechte Hand und meinen rechten Unterschenkel. Dann spürte ich unerträgliche Schmerzen, ich wollte schreien, aber neben mir war es auf einmal so still. Ich rief Heinz, ich schrie Heinz, ich hörte nur ein leises Wimmern. Heinz hatte es erwischt, eine Bombe hatte sein linkes Bein weggerissen, aus seinem Bauch blutete es, die Därme hingen heraus. Ich spürte plötzlich meinen Schmerz nicht mehr, ich hielt seine Hand, er wimmerte leise immer wieder Mama... Mama... Mama, bis seine Stimme immer leiser wurde und verstummte. Hans war der erste gute Freund, den ich verloren habe. Das war er also, der Krieg, kein Abenteuer – Nein, Tod, Leid und Schmerz, das war also Krieg. Auch meine Schmerzen wurden wieder schlimmer, so schlimm, bis ich ohnmächtig wurde vor Schmerz.

Als ich aufwachte blickte ich auf eine weiße Wand, rechts und links lagen auch Verwundete. Ein älterer Mann und eine

Krankenschwester kamen herein. Er stellte sich vor: „Man hat Sie hierhergebracht, Sie sind im Reservelazarett in Hannover. Ich bin Dr. Dorwald Chirurg, das ist Schwester Annette. Sie sind schwer verletzt, wir haben Ihnen etwas gegen die Schmerzen gegeben, deshalb spüren Sie nichts, aber vielleicht müssen wir ihr rechtes Bein amputieren. Sie haben eine sehr schlimme Entzündung im Bein. Das mit der Hand kriegen wir hin, aber Ihr Fuß eitert stark, sie können eine Blutvergiftung bekommen und sterben.“ Ich wollte aber mein Bein behalten, ich rief dem Arzt zu „Doktor, habe ich eine andere Chance?“ Der Arzt sagte „Normalerweise nicht“, die Schwester kam später zurück und sagte „ich habe mit dem Doktor noch mal gesprochen! Er sagte mir, einer seiner Lehrer hätte gemeint, man müsse bei solchen Vereiterungen jeden Tag die Wunde 30 Minuten in die Sonne halten, es würde manchmal funktionieren“. Das Lazarett hatte einen großen Garten und es war Sommer, also tat ich, wie mir geheißen. Und tatsächlich nach 14 Tagen eiterte die Wunde nicht mehr und begann zuzuheilen. Nach 6 Wochen war die Wunde verheilt. Ich hatte viel Zeit zum Nachdenken im Lazarett. Immer wieder musste ich an meinen toten Kameraden denken. Mein Gott, wir waren noch so jung, erst 16 Jahre alt, wir hatten unser ganzes Leben noch vor uns. Wie würde es seiner armen Mutter gehen? Würde der Tod nun zur Normalität ? Ich dachte über unser Leben nach, war das nun das Tausendjährige Reich, das man uns versprochen hatte?

Ein wenig dachte ich auch an all die Bomberpiloten, die wir vom Himmel geholt hatten, sie hatten bestimmt auch Familien, Mütter, aber wir, wir waren noch halbe Kinder. Der Tod meines Freundes durfte einfach nicht umsonst gewesen sein.

Wir mussten einfach weiter kämpfen. Noch glaubte ich an den Endsieg.

Meine Kameraden, die neben mir im Zimmer lagen, waren beide auch schwer verwundet. Der eine hatte einen Bauchdurchschuss, er war operiert worden, aber der Bauch wollte nicht zuheilen, er entwickelte einen Platzbauch, er redete

immerzu vom Sterben und lag eines morgens wirklich tot im Bett. Dem anderen, Robert, hatte man beide Beine amputiert, aber in seinen Augen und Worten war doch noch Hoffnung. Er war ein sehr gläubiger Mensch, Katholik aus Freising bei München.

Das hat ihm sicher geholfen. Nach 3 Monaten wurde ich entlassen und durfte für ein paar Wochen nach Hause. Meine Klassenkameraden waren längst zum Reichsarbeitsdienst abkommandiert. Ich freute mich sehr, meine Eltern und Brüder wieder zu sehen. Irgendwie spürte ich, es könnte für lange Zeit, vielleicht für immer das letzte Mal sein. Die Zeit, die man hat, wird sehr kostbar, wenn man nicht weiß, wieviel Zeit noch bleibt. Ich wollte unbedingt die Eltern von Heinz besuchen, um meinem Freund die letzte Ehre zu erweisen. Der Vater meines Freundes schien von Gram und Trauer um Jahre gealtert, er erzählte mir unter Tränen, dass seine Frau, nachdem sie die traurige Nachricht erhalten habe, kaum noch gegessen habe. Sie hatte einfach keine Tränen mehr, sie ist ihrem Jungen wenige Wochen später ins Grab nachgegangen. Sie hatte eine schlimme Lungenentzündung einfach nicht überlebt. Ich musste lange darüber nachdenken, habe mich einfach auf eine Bank an der Müritz gesetzt, die immer noch so friedlich aussah - Mitten im Krieg.

Im Budapester Kessel

Im September 1944 erhielt ich meinen Marschbefehl. Es ging nach Ungarn. Vorher wurden wir in einer Kaserne bei Berlin zur zweiwöchigen Grundausbildung für den Krieg zusammengezogen. Unser dortiger Kompaniechef, Oberleutnant Heidemann war berüchtigt für seine Methoden, mit denen er Rekruten ausbildete.

Als wir ankamen, ließ er uns auf den Appellplatz antreten. Dann erschien er mit zwei großen Rottweiler Hunden, die ihre Zähne fletschten.

Er schrie uns an: „Ihr seid hier, um eins zu begreifen

- Ihr seid nichts, ihr seid weniger wert als Dreck, als Staub. Ihr seid nur dazu da, um für den Endsieg zu kämpfen und zu

sterben“. Dann schrie er weiter: „ Was habe ich gesagt ? Was seid ihr ?“

Wir waren geschockt und schwiegen still. Dann schrie er weiter:

„Ich höre nichts! Seid ihr stumm, ihr seid Dreck, was seid ihr?“
Keiner wollte etwas sagen. Besser ihr lernt schnell, sonst werdet ihr bald den Tag verfluchen, wo ihr geboren wurdet. Zu diesem Zeitpunkt war der Stolz von vielen bereits gebrochen.

Wir gaben nach und schrien laut: „Jawoll, Herr Oberleutnant - wir sind Dreck“.

Na also, schrie er - geht doch !!!

Einer meiner Kameraden hatte einen ganz besonders schweren Stand. Schon sein slawischer Name Dukowsky und seine etwas verkrümmte Nase waren unseren Ausbildern ein Dorn im Auge. Wenn es galt, jemanden besonders zu schinden, tönte es: D U K O W S K I

Alle dreckigen und niederen Dinge musste er tun, nachts mit Gasmasken um den Block laufen, stundenlang mit gespreizten Beinen auf dem Appellplatz stehen, das Klo mit seiner Zahnbürste säubern, laufen bis er nicht mehr konnte.

Bei der Außenausbildung schrie der Leutnant: „Auf die Bäume, ihr Affen...!“

Wir mussten in voller Montur auf einen Baum klettern. Jeder durfte aber nur einen Baum benutzen. Dukowsky war etwas langsamer, als die anderen und wollte mit auf meinen Baum klettern.

Ich rief ihm zu:

„Such Dir schnell einen anderen Baum, hier bin ich doch schon!“

Dukowsky fand so schnell keinen weiteren Baum, der Leutnant schrie: „Dukowsky, ich schaue auf die Uhr, jede Minute zählt, jede Minute, die Du brauchst, werde ich euch alle eine Stunde schleifen, aber so, dass ihr vergesst, dass ihr jemals geboren seid!“

Nach 10 langen Minuten schaffte es Dukowsky schliesslich, auf den Baum zu klettern. Der Leutnant rief : „So, heute

Abend werdet ihr richtig Spaß haben, das verspreche ich ... und jetzt - Im Laufschrift Marsch Marsch ...!“ Wir mussten schnell von den Bäumen klettern und so schnell wie möglich zur Kaserne zurücklaufen. Dukowsky hatte solche Angst, dass er kopfüber von dem Baum sprang, er brach sich das Genick und war sofort tot.

Ich hatte richtig Mitleid mit dem armen Jungen. Er war gerade erst 16 Jahre alt, hat noch nicht gewusst, was es heißt, zu leben.

Wir waren richtig wütend, als der Leutnant schrie: „So ein Feigling, so ein Schwächling - Räumt diesen stinkenden Abschaum hier weg!“

Es war nichts mit den vielbeschworenen Idealen von Kameradschaft und Heldentum. Wir fragten uns, ob unser Führer Adolf Hitler von den Vorgängen in seiner Wehrmacht etwas wusste. Das konnte einfach nicht sein.

Im Frühherbst 1944 kamen wir in Ungarn an. Wir trafen dort mit der ruhmreichen 6. und 8. Armee zusammen, die in der Ukraine heldenhaft gekämpft hatte und jetzt dazu angetreten war, Ungarn vor dem slawischen Mongolensturm zu bewahren.

Im ersten Tagesbefehl von Generaloberst Friessner hörten wir: „Kameraden - Der Endsieg ist nahe, der Mongolensturm hat Transdanubien erreicht, aber er wird und muss hier in Ungarn zum Erliegen kommen. Ihr seid die flammende Jugend des Führers, ihr kennt keinen Schmerz. Ihr seid die Jugend unseres glorreichen Führers, Hitlers Jungs. Nur mit euch ist der Endsieg möglich, ihr werdet die Fackel der Heimat in die Welt tragen, bereit jederzeit für das Vaterland zu sterben!“ Unser Marschauftrag führte nach Budapest. Dort trafen wir mit Landsern zusammen, die bereits an der Ostfront gekämpft hatten. „Mein Gott, sagte einer der Kameraden zu uns, jetzt schicken sie uns schon Kinder. Seid ihr überhaupt schon sauber oder scheißt ihr noch in die Windeln!“

Ich war fürchterlich genervt und erwiderte:

„Wir werden kämpfen für Deutschland, für unseren Führer bis zum Letzten!“

Walter Randow, ein anderer Landser sagte darauf: „Junge, ich will Dir mal was sagen: Geh nach Hause Junge, weißt Du was, ich scheiß auf Deutschland, ich scheiß auf den Führer und dieses ganze gottverdammte System - Junge, hör zu, der Krieg ist verloren, es ist alles Lüge, was ihr gehört habt. Es geht nur um eins - irgendwie durchzukommen, zu überleben. Um etwas anderes geht es nicht. Und das wird schwer genug !!!“

Wir mussten bald an seine Worte denken.

Im November 1944 spitzte sich die Lage immer weiter zu. Wir lagen unter Artilleriefeuer der Roten Armee. Jeden Tag sind Kameraden gefallen. Über Budapest lag Verwesungsgeruch der vielen Toten, die auf den Straßen lagen und die niemand begrub. Diesen süßlichen Geruch verfaulender menschlicher Körper bekommt man einfach nicht aus der Nase, er begleitet einem auf Schritt und Tritt. Der Tod wurde einfach zur Normalität. Die Gewalt war unser ständiger Begleiter.

Besonders schlimm ist es aber, wenn Leute vor deinen Augen sterben, die du lange kennst. Die Lage in Budapest war katastrophal - Die Rote Armee mit ungarischen und rumänischen Partisan Einheiten auf der einen Seite, die Wehrmacht mit ungarischen Pfeilkreuzern auf der anderen. Auch Einheiten der Waffen-SS sind zu uns gestoßen. Wir mussten doch Budapest unbedingt verteidigen. Immer noch war ein Rest von Glauben da.

Immer mehr jedoch brach eine Welt für uns zusammen.

Verdammt, das also war wirklich Krieg, es gab kein Erbarmen, keine Gnade, das war bitterer Ernst, das war kein Spiel, kein Unfall, das war der Untergang.

Wir mussten eine Ausfahrtsstraße verteidigen. Da waren wir 20 Mann.

Die ukrainische Armee kreiste Budapest von den Hügeln immer mehr ein.

Wir saßen in einem Schützengraben fest, hatten nichts zu essen. Unser Leutnant befahl nach zwei Wochen den Ausbruch. Wir sollten uns zu einem nahen Fabrikgelände durchschlagen, das von Kameraden der Waffen-SS gehalten wurde.

Zwei meiner Klassenkameraden waren mit mir da. Unser Ausbruchversuch endete im Desaster.

Die Russen schossen mit Maschinengewehren, sie mähten alles nieder, darunter zwei Menschen, deren Familien ich kannte, mit denen ich zusammen die Schulbank gedrückt habe. Nur drei von uns blieben am Leben. Ich war einer von ihnen.

Im Schutze der Dunkelheit schlugen wir drei Überlebende uns zu den Fabrikhallen durch. Mit mir hatten es nur ein Kamerad aus Österreich und Walter, den ich ja schon kannte, bis hierhin geschafft.

Auf dem Fabrikgelände bot sich uns ein gespenstisches Bild. Die Waffen-SS war bereits abgezogen. In einer der Fabrikhallen türmten sich Hunderte Leichen. Es waren ungarische Partisanen, unter ihnen auch Kinder, die man reihenweise erschossen hatte.

Wir trafen hier auch auf einen SS-Karpo, Piontek, der uns alles erzählte.

Er sagte: „Ich konnte das viele Töten, das Blut an meinen Händen nicht mehr ertragen.

Ich musste viel Scheiße in meinem Leben machen, wir haben gewütet in Böhmen und Russland, wir haben so viele Unschuldige ermordet. Lange habe ich geglaubt, ich bin stolz, zu einem besonderen Orden der SS zu gehören. Ich habe geglaubt, es ist richtig, wenn wir Europa vom Judentum säubern, jeden Widerstand brutal brechen.

Aber das Schreien der Frauen, deren Männer wir erschossen haben, das Weinen der Kinder, deren Väter wir töteten, verfolgt mich - Ich kann nicht mehr!“

Er erzählte uns vom Geschehen innerhalb der „Festung Budapest“, die man „Stalingrad an der Donau“ nannte. Piontek schilderte uns den verbissenen Kampf der Waffen-SS um jeden Straßenzug, bei dem sie von Anfang auf verlorenem Posten stand. Niemand war in der Lage, die notwendige Versorgung sicherzustellen.

Dadurch gestaltete sich die Situation von Tag zu Tag katastrophaler.

Piontek sagte: „Die ewigen Durchhalteparolen, das namenlose Grauen, es ist so sinnlos.“ Hitler hatte am 1. Dezember 1944 befohlen, Budapest bis zum letzten Haus und letzten Mann zu verteidigen.

Piontek erzählte uns, dass Tausende Menschen in Budapest eingeschlossen sind.

Er sprach von Massakern im jüdischen Ghetto, die von ihm und seinen Kameraden zusammen mit den ungarischen Pfeilkreuzern verübt wurden. Und immer wieder sprach er vom Schreien der Kinder, das er nicht mehr ertragen kann.

GOTT sei uns gnädig, wenn wir den Krieg verlieren, GOTT sei uns gnädig für unsere Verbrechen und glaubt mir, es dauert nicht mehr lang, das waren seine Worte.

Piontek sagte: „Hört zu Jungs, einmal wenigstens will ich etwas Gutes getan haben, wenn ich vor GOTTES Angesicht trete. Der Krieg ist verloren, die Russen sind ganz nahe, deshalb sind meine Kameraden gestern Hals über Kopf geflüchtet. Ich habe mich hier versteckt. Draußen ist ein alter Laster, den hab ich einigmaßen flott gemacht. Da ist nur eine Ausfahrtsstraße frei aus dem Kessel hier. Wie sind zu viert. Draußen sind die Kettenhunde, die Feldgendarmerie, wenn die uns erwischen, knüpfen die uns am nächsten Baum auf!“

Wie waren trotz allem noch im Zweifel, einfach türmen, wir waren doch keine Deserteure.

Piontek hatte nur eine Frage: „Jungs, wollt ihr leben oder hier verrecken, das ist die Frage!“ Die Antwort war einfach und wir hörten weiter was Piontek sagte: „Also, die Ausfahrtsstraße ist von der Feldgendarmerie bewacht. Wenn die Kettenhunde uns anhalten, dann machen wir es so, ihr versteckt euch mit euren Maschinengewehren unter der grünen Plane. Ich fahre langsam ran und tue so, als wenn ich anhalte. Dann gebe ich Gas und ihr schießt was das Zeug hält mit euren Maschinengewehren. Die stecken ihren Kopf schon in den Sand.“

Wir wollten es wahrhaben, auf unsere eigenen Leute, auf Deutsche schießen.

Piontek sagte: „Jungs, es geht nicht um Deutsche, habt ihr es immer noch nicht kapiert, es geht um euer Leben. Dieses ganze Gefasel von Ehre und Vaterland ist für den Arsch, es ist alles Lüge.

Wenn die uns erwischen, knüpfen die uns am nächsten Baum auf - einfach so, ohne Erbarmen.

Die oder wir, das ist hier die Frage. Im Zweifel knallt ihr sie alle ab, hört ihr - alle, hier ist alles vorbei und man wird sowieso glauben, die Russen hätten sie erschossen. Wenn wir da durch sind fahre ich noch ein Stück und dann sieht jeder selbst weiter. Habt ihr mich verstanden!“

Es war kurz vor Weihnachten 1944, wir haben es so gemacht, wie Piontek es sagte. Tatsächlich ist es genau so gekommen, wie er voraussagte.

Wie wir später erfahren haben, hat die Rote Armee bis Ende Dezember 1944 den Kessel um Budapest komplett geschlossen. Viele Hunderttausend Menschen sind ums Leben gekommen, wir aber haben überlebt.

Das Ende

In Südböhmen wurden wir neu zusammengestellt. Überall gab es versprengte Landser wie uns. Wir sollten nach Prag marschieren.

Auf dem Weg dorthin sahen wir überall zerstörte Dörfer. Es war das, was man unter verbrannter Erde verstand. Wir begriffen immer mehr, wie man uns unsere Jugend geraubt hatte. Der Krieg dauerte noch einige Monate an. Zu uns stießen in der Nähe von Prag auch Kameraden, die den Untergang von Dresden miterlebt hatten.

Einer erzählte, dass seine Tränen nicht mehr versiegen wollten, als er den Untergang seiner Heimatstadt mit ansehen musste.

Im Mai 1945 endete der Große deutsche Krieg - Nicht mit dem Endsieg des Übermenschentums, sondern mit der totalen Niederlage Deutschlands.

Wir wurden von tschechischen Milizen festgesetzt und mussten zu einer Waldlichtung marschieren. Dort mussten wir unsere Waffen abgeben. Zu Essen gab es ein paar Tage nichts, nur eine Wasserstelle. Stundenlang haben wir da gestanden für ein bisschen Wasser. Dann mussten wir weitermarschieren. Wer vor Erschöpfung zusammenbrach, wurde von den Tschechen erschossen. Schließlich haben uns bei einem Verladebahnhof in Prag die Russen übernommen. In Prag sahen wir an Laternenpfählen aufgehängte Deutsche. Man hatte ihnen ein gelbes Hakenkreuz auf die Brust gemalt. Die schlimmsten Befürchtungen schienen sich zu bestätigen. Wir waren richtig froh, als die Russen uns übernahmen. Bei den tschechischen Milizen wären wir früher oder später vielleicht auch am nächsten Baum gelandet. Zu viel hatten wir diesem Volk wohl angetan. Jahrhundertlang lebten Deutsche und Tschechen friedlich zusammen.

Was hatten wir nur angerichtet auf dieser Welt. Wie konnten wir das zulassen ?

Die vielen verbrannten zerstörten Dörfer auf dem Weg nach Prag ! Aber wir waren doch selbst noch halbe Kinder, die in wenigen Monaten viel zu schnell erwachsen werden mussten. Wir wollten doch nur unserer Heimat dienen und hatten doch unsere Jugend verloren. Hitler, dieses ganze Nazi-System hatte uns unsere Jugend gestohlen. Und doch konnten wir immer noch nicht glauben, dass alles umsonst gewesen sein sollte. Jetzt waren wir hier - auf Leben und Tod unseren Bewachern ausgeliefert. Von den Russen wurden Gerüchte gestreut, es ginge über Österreich nach Bayern, also zurück nach Deutschland nach Hause. Und tatsächlich setzte sich der Zug mit den Viehwaggons, auf die wir verladen wurden, Richtung Süden nach Wien in Bewegung. Der Zug wurde kaum bewacht und so sind einige Kameraden einfach in der Nacht verschwunden. Einige sagten zu mir: „Mensch komm doch mit“.

Ich war so kaputt von allem was ich bisher erlebt hatte, so verzweifelt und auch noch so jung. Ich bin einfach bei der Gruppe geblieben, ich hatte Angst und ich glaubte den Russen irgendwie. Ein Fehler, wie sich bald herausstellen sollte.

In Wien waren wir in dem Zug das letzte Mal unbewacht. Als der Zug den Bahnhof verließ, wurden die Türen der Waggons verschlossen. Sie öffneten sich nur noch ein einziges Mal in Budapest und dann erst wieder in Moskau.

Zunächst ging es also noch einmal nach Budapest, die allerletzte Chance zur Flucht. Ich hatte zu viele Erinnerungen an den Schrecken, den wir hier vor wenigen Monaten erleben mussten und auch zu viel Angst. Einige Kameraden nutzten jedoch ihre Chance noch einmal im Schutze der Dunkelheit, bevor ein Kommando von ca. 50 Russen auf dem Bahnhof erschien und ihn abriegelte. Wir wurden durchgezählt und auf Listen eingetragen. Es fehlten viele Kameraden.

Nachts sind die Russen dann ausgerückt und haben die fehlenden Leute mit ungarischen Zivilisten aufgefüllt, die wahllos auf der Straße aufgegriffen wurden. Unter ihnen war auch ein dicker Polizist, der sich heftig wehrte, aber nichts machen konnte. Er fuhr mit uns in Gefangenschaft und ist auf dem Transport gestorben.

Von da aus bewegte sich der Zug nur noch in eine Richtung - nach Osten.

Tagelang bekamen wir pro Tag nur einen Essenkübel mit einer ziemlich ungenießbaren Brühe und einen Eimer mit Wasser. Wer sich mit seinen Holzlöffeln am schnellsten auf den Essentrog stürzte, hatte die größte Chance, zu überleben.

In Moskau wurden wir aus dem Zug getrieben und auf andere Züge in Viehwaggons verteilt. Unser Zug bewegte sich weiter nach Osten - immer weiter.

Mein GOTT, es ging nach Sibirien.

In sibirischer Gefangenschaft

Ich habe nicht gewusst, dass Hunger so weh tun kann. Doch nur zuerst tut es weh, dieses Gefühl, dass sich der Magen zusammenzieht, der Körper bäumt sich auf und es scheint, dass die Schmerzen kein Ende nehmen. Irgendwann wird der Hunger zur Normalität. Dann spürt man es auf einmal nicht mehr. Man merkt nur, dass der Körper immer weiter in

sich zusammenfällt. Tagelang hatten wir bei der Fahrt in den Viehwaggons kaum etwas gegessen. Jeden Tag sind ein Paar von uns gestorben. Wir haben die Leichen einfach aus den Waggons geworfen. In den sibirischen Wäldern haben sich wilde Tiere über die toten Kameraden hergemacht. Ich hätte nie gedacht, dass Russland so unendlich groß ist. Von Moskau fuhr der Zug wochenlang nach Osten, wir sahen aus dem schmalen Spalt der Waggons immer nur schneebedeckte Wälder, es nahm einfach kein Ende.

So viele von uns waren schon gestorben, mehr als die Hälfte oder mehr. Ich weiß selbst nicht, wie ich es bis hier geschafft habe. Unbarmherzig bewegt sich der Zug weiter. Bis wir irgendwann an einer Verloaderampe ankamen. Dort wurden wir auf Laster verladen. Wieder fuhren wir tagelang fast ohne Essen. Manchmal hatten wir noch nicht einmal Wasser. Irgendwann kamen wir im Lager Novi Gora an.

Als wir im Lager ankamen, mussten wir zunächst auf einem dunklen Appellplatz antreten. Ringsherum waren Gefangenenbaracken. Einen Stacheldrahtzaun gab es nicht, er war wohl auch nicht nötig. Man nannte Novi Gora „Land der verlorenen Seelen“.

Niemand konnte von dort fliehen. Ein bedrückender Ort. Der Vorhof zur Hölle. Es war so kalt, dass der Atem zu kleinen Eisklumpen gefror. Zwei Stunden mussten wir in der eisigen Kälte ausharren. Viele meiner Kameraden sind nach dem langen Transport vor Entkräftung tot zusammengebrochen...

Nach nichtendenwollendem Ausharren in der eisigen Kälte erschien Lagerkommandant Kumarow.

Kumarow war ein hagerer Mann mit stechend grünen Augen. Er hatte einen eiskalten Blick, schon mit seinen Augen machte er die eisige Kälte noch unerträglicher.

Kumarow schrie in gebrochenem Deutsch: „Hört Leute, ihr hier zur Umerziehung. Ihr alle Faschisten Nazis, ihr habt alle Tod verdient, ihr alle seid Verbrecher. Wir aber lassen euch leben, um wiedergutzumachen, was ihr angetan unserem Volk und der Welt. Ihr hier in Sibirien. Flucht sinnlos, außerhalb des Lagers Wölfe und Kälte. Keiner kann überleben das.“

Nur hier sicher. Nicht alle von euch nach Hause, aber wenn ihr davon träumt - arbeiten gut dann leben.“

Dann schoss er zweimal in die Luft und verschwand.

Kumarow war bei der Befreiung des KZ Majdanek im Juli 1944 dabeigewesen. Die meisten SS-Aufseher waren bereits verschwunden. Man war überhastet aufgebrochen und hatte alles in Brand gesteckt. Etwa tausend sowjetische Kriegsgefangene fand man dort noch, die man ihrem Schicksal überlassen hatte. Es waren verhungerte Menschen, viele mehr tot wie lebendig. Einige sahen aus, wie Skelette, die man mit Haut überzogen hatte.

Einige erzählten Kumarow, dass sie manchmal dazu gezwungen wurden, die vergasten in sich verschlungenen Leichen aus den Gaskammern auseinanderzuhacken und im Krematorium zu verbrennen. Oft habe die SS ihre LKW laut laufen lassen, um die Wehrufe der armen Menschen, die Schreie der vielen Frauen und Kinder aus den Gaskammern zu übertönen.

Es war ein systematisches effizientes Töten, wie alles in Deutschland was von der Obrigkeit als Recht und Gesetz verordnet wurde, effizient war, ohne es zu hinterfragen.

Einmal fand Kumarow an die Wand gekritzelte Zeilen eines Menschen:

„Ich glaube an den Himmel auch in der Hölle, ich glaube an das Leben auch mitten im Tod, ich glaube an GOTT, auch wenn ich ihn nicht spüre!“

Kumarow konnte an nichts glauben, nur an Rache.

Er hat zu viel Leid dort gesehen. Er hat danach angefangen, zu trinken. Auf seinen Befehl hin wurden deutsche Männer, denen er in Majdanek und Lublin habhaft werden konnte, zusammengetrieben, an die Wand gestellt und erschossen.

Seine Vorgesetzten wollten den Eindruck vermeiden, dass Lynchjustiz geübt wird, Menschen ohne Prozess einfach hingerichtet würden.

Deshalb wurde Kumarow nach Sibirien versetzt als Lagerkommandant. Man hatte den Eindruck, er sei dort an der richtigen Stelle.

Kumarow konnte seine Erlebnisse nie verwinden und war seitdem fast immer betrunken.

Nach dem Appell wurden wir auf die Baracken aufgeteilt.

In den Schlafsälen mussten wir mit etwa hundert Leidensgenossen zusammen schlafen. Obwohl wir zu dritt oder viert auf einer Pritsche geschlafen haben, reichte der Platz nicht aus. Wir haben uns dann in Schichten hingelegt, oft nur wenige Stunden in der Nacht.

Manchmal war der Kamerad, der neben mir auf der Pritsche lag, am Morgen eiskalt - tot. In der Baracke hatten wir einen großen Eimer aufgestellt, für alle, die in der Nacht pinkeln mussten. Wer ein großes Geschäft erledigen musste, ging nach draußen bei unter 40 Grad Kälte. Es gab da ein großes Loch. Über dem Loch war ein Balken befestigt. Manchmal sind einige in die Exkremehte hineingefallen. Herausgekommen ist keiner mehr.

Es war so schrecklich, viele wünschten sich einfach nur noch, dass es schnell ein Ende nimmt. Und dann der Hunger. Ich hatte nie gedacht, dass man mit 100 Gramm Brot und 1 Teller Kohlsuppe am Tag überleben kann. Vielleicht habe ich auch nur deshalb überlebt, weil ich meine Machorka-Ration gegen ein wenig Brot eintauschte.

Morgens um 5 ging es hinaus. Wir mussten auf Holzpantoffeln bei den eisigen Temperaturen mehr als 1 Stunde zu den Kohleminen laufen.

Es war das Schrecklichste, was ich bisher erlebt hatte.

Jeden Tag haben wir einen oder mehrere Kameraden verloren. Die Toten blieben einfach in der eisigen schneebedeckten Tundra liegen. Man hörte, dass bei den Außenkommandos einige Gefangene vor Hunger Menschenfleisch gegessen hätten.

Ich habe mir einmal die Stiefel eines toten Kameraden genommen. Das hat mich sicher vor dem Erfrieren bewahrt. An den Kohle- und Erzminen angekommen, waren die Körbe, mit denen wir in den Schacht einfahren sollten, oft nicht in Betrieb. Wir mussten dann auf langen Leitern in die

ewige Dunkelheit hinabsteigen. Viele sind einfach in die dunkle Tiefe hinuntergestürzt. Dann den ganzen Tag harte Arbeit in den Schächten, bis wir schließlich in der eisigen Nacht in das Lager zurückmarschierten.

So ging es tagein tagaus. Manche konnten es einfach nicht ertragen und haben sich selbst verletzt, mit der Spitzhacke in das Bein gehackt oder irgendwie anders verletzt. Sie hofften wohl, mit irgendeinem Transport eher nach Hause zu kommen oder sie hatten sich einfach aufgegeben. Viele von ihnen sind gestorben. Wer überlebte, auf den hat Kumarow manchmal vor versammelter Mannschaft eingepöbeln, bis er betete, er möge seinem Leben ein Ende setzen. Kumarow war unbarmherzig und sperrte die geschundenen Menschen bei Brot und Wasser in einen Bunker, wo sie oft langsam verreckten.

Ich wollte mich nicht aufgeben, nicht so, ich hatte gelernt: „Wer kämpft, der kann verlieren, wer nicht kämpft, der hat schon verloren!“ Ich wollte kämpfen.

Als einer meiner Zimmergenossen mich warnte, Kumarow würde jeden Tag beim Appell auf meine Stiefel starren, beschloß ich in der Nacht zu verschwinden.

Bis auf Holzpfähle gab es ja nur zwei Wachposten. Meistens sind sie bei der Kälte eingenickt oder haben geraucht und kaum aufgepasst.

In jener Nacht habe ich mich aus der Lagerbaracke an den Wachen vorbeigeschlichen und bin einfach geflohen. Ich wollte endlich frei sein und wenn ich schon sterben musste, dann als freier Mann.

Weit bin ich allerdings nicht gekommen. In der Nähe des Lagers waren Blockhütten, in denen Aufseher wohnten. Kumarow versprach ihnen 100 Rubel für jeden Gefangenen, den sie zurückbrachten. Einer von ihnen hat meine Flucht wohl bemerkt und folgte mir mit zwei weiteren Aufsehern durch die Dunkelheit.

Nach kurzer Zeit haben sie auf mich eingeschrien: „Stoi Stoi - Ruki Wer. Stehen bleiben Hände hoch“, dann hat mir einer in den Bauch geschossen. Zu meinem großen Glück war er

noch ein Stück weit entfernt und der Schuss blieb relativ an der Oberfläche in meinem rechten Unterbauch stecken.

Ich hatte aber so keine Chance und musste aufgeben.

Rebekka

Als ich in das Stammlager von Novi Gora zurückgebracht wurde, führte man mich zunächst dem Lagerkommandanten zum Verhör vor. Dieser sprach ja nur gebrochen Deutsch und sagte zu mir: „An die Wand.“ In diesem Moment hatte ich mit dem Leben abgeschlossen. Dann sagte er: „Du Faschist - Sterben schnell oder langsam - besser für Dich schnell“. Er war offensichtlich betrunken. Dann zeigte er mir eine Pistole - „Schau hier Pistole, wir spielen Russisch Roulette - drei Versuche nicht sterben dann langsam sterben. „Zum Glück war er so betrunken, dass er dreimal daneben schoß. Wütend nahm er sein Glas Wodka und trank es auf Ex, dann schlug er mir den Revolver über den Schädel. Ich wachte in einer dunklen eiskalten Einzelzelle auf. Es war eng, wie in einem Sarg, man konnte nicht gerade stehen.

Ich war bis auf die Unterhose meiner Kleidung beraubt. Es gab nichts zu essen, nur Wasser wurde mir einmal am Tag durch eine kleine Luke gereicht, um mich irgendwie am Leben zu halten. Ich hatte kein Zeitgefühl mehr. Beinahe jeder Lebensmut war mir verloren gegangen, mein Kopf brannte, ich zitterte, hustete und hatte schlimme Bauchschmerzen. Ich war beinahe mehr tot als lebendig, als ich draußen laute Stimmen hörte, es war

Lagerkommandant Kumarow und eine Frau, die laut auf ihn einredete, etwas was ich bruchstückhaft auf Russisch wahrnahm „S Schort tebe ...“ - „Du bist ein Teufel ...“. Plötzlich ging die Zellentür auf und ich sah eine hübsche junge Frau mit gewelltem braunen Haar, das ihr bis unter die Schultern reichte vor mir. Sie sagte zu mir in fast akzentfreiem Deutsch: „Ich bin Rebekka, ich bin Ärztin“. Lagerkommandant Kumarow war im Gesicht ganz rot vor Zorn, es war das Letzte, was ich wahrnahm, dann brach ich zusammen. ...

Auf der Krankenstation

Als ich auf der Krankenstation unter Schmerzen erwachte, kam Rebekka herein.

Sie sagte: „Du bist noch ein Kind, Kind, Du bist sehr krank, Du hast einen Steckschuss im Bauch, einen Abszess im Blinddarm; wir müssen operieren,

Kind willst Du operieren“ ? Ich hatte immer noch starke Schmerzen, obwohl man mir wohl Morphium zur Betäubung gegeben hatte. Ich sagte leise: „Ja bald operieren“. Ich wurde in einen improvisierten kleinen Raum gebracht, der als Operationssaal genutzt wurde. Von der Decke hing eine dunkle Lampe. Rebekka und ein Pfleger kamen herein. Rebekka sagte: Atme Kind, atme tief und lege mir ein Tuch mit Äther aufs Gesicht. Dann weiß ich nichts mehr. Ich habe mich auf der Krankenstation wieder gefunden. Rebekka hatte mir wohl auch eine kleine Restdosis Penicillin gegeben und so erholte ich mich zum Glück sehr schnell. Nach einem Monat war ich so weit wiederhergestellt, dass ich zurück sollte in die eiskalten Lagerbaracken, zurück in die Kohlegruben. Rebekka tat das sehr leid. Sie ließ mich nicht weg, sie kam zu mir und sagte: „Du Kind bleibst hier, ich brauche hier einen Helfer, einen Kalfaktor“. Zu meinen Aufgaben gehörte die Versorgung der Kranken, es gab etwa 30 Betten auf der Station. Außerdem musste ich als Kalfaktor natürlich die Station desinfizieren, die Kittel weißen, einheizen. Jeden Morgen bin ich um vier Uhr aufgestanden, habe eingeheizt, damit alles schön warm war. Ich habe alles mehrfach desinfiziert. Als Rebekka kam, hatte ich schon das Fieber bei den Patienten gemessen.

Sie sagte immer sehr gut Kind – Ottschen Choroscho. Rebekka war eine wunderschöne Frau, sie wirkte unnahbar. Sie war eine wundervolle Ärztin. Obwohl wir praktisch kaum Medikamente hatten, nur ein paar Schmerzmittel, eine ganz kleine Menge Penicillin, Rhizinus und Aspirin, hatte Rebekka goldene Hände. Sie konnte praktisch alles operieren. Rebekka hatte auch ein Gespür für die Kranken. Sie konnte praktisch den Menschen ansehen, welche Krankheit sie haben.

Neben mir waren noch zwei Pfleger auf der Station, einer war etwas neidisch auf Grund meines guten Kontaktes zu Rebekka. Er ließ keine Möglichkeit aus, um mich zu beobachten und Kumarow in die Station zu lotsen.

Er hat sich irgendwann von einem unserer Patienten angesteckt und erkrankte an einer Lungenentzündung.

Leider konnten wir ihn nicht retten. Manchmal schaute mich Rebekka mit tief durchdringendem Blick an, als wollte sie mir etwas sagen.

Sie hat aber nie etwas gesagt, sie war einfach nur da für ihre Patienten, uns Deutsche, die ihr Land überfallen hatten. Auch wenn ich in russischer Kriegsgefangenschaft war, fühlte ich mich tief beschämt.

Meine gesamte Welt, all das, was uns die Nazilehrer beigebracht hatten, war schon längst zusammengebrochen und einer Leere gewichen.

Ich wollte das einfach nur irgendwie überstehen, noch einmal neu anfangen dürfen. Ich sehnte mich einfach nach einem neuen Leben.

Rebekkas Geschichte

Ich war nun schon einige Monate als Pfleger und Kalfaktor von Rebekka im Lagerlazarett tätig. Ich tat alles, um meinen Job nicht zu verlieren, denn hier zu arbeiten, bedeutete Leben. Die Bergwerke waren gleichbedeutend mit „Tod auf Raten“. Rebekka beeindruckte mich immer mehr. Eines Abends klopfte ich an ihre Tür und brachte die geweißten Kittel herein. Rebekka saß nachdenklich mit Tränen in den Augen an ihrem Schreibtisch. Ich schaute sie fragend an ? Sie sagte mir: „Kind, Du hast es gut gemacht, aber warum schaust Du mich so an?“ Ich wusste erst nicht, was ich sagen sollte, dann fragte ich sie verlegen: „Rebekka, was hast Du erlebt, warum bist Du hier - so eine gute Ärztin - in dieser Einöde bei uns Gefangenen?“ Sie begann mir ihre Geschichte zu erzählen. Rebekka Gudonskaja stammte aus einer traditionsreichen jüdischen Familie, die sich vor Jahrhunderten in einem kleinen Dorf bei Minsk angesiedelt hatte.

Einige ihrer Vorfahren stammten aus Deutschland, wo es neben schlimmen Verfolgungen im Mittelalter gegen Juden auch Zeiten gab, wo es sehr tolerant zugeht.

Immer wieder hatte die Familie in der Vergangenheit auch in Weißrussland unter Verfolgungen zu leiden.

Mit dem kommunistischen Regime hatte man sich mehr oder weniger arrangiert.

1939 hatte Rebekka im Alter von 18 Jahren begonnen, Medizin zu studieren. Sie hatte einen kleinen Bruder, der damals erst zwei Jahre alt war.

Rebekka war eine überaus intelligente Studentin, sie studierte in Moskau Medizin und hatte gerade das Physikum abgeschlossen, als im Sommer 1941 Hitler die Sowjetunion überfallen hat.

Man hörte in Moskau von Greueltaten der Wehrmacht, von Sondereinsatzkommandos. Sie war in großer Sorge um ihre Familie und versuchte sich, nach Blagowczyna, einem kleinen Dorf bei Minsk durchzuschlagen. Das entsetzliche Grauen, was ihr dort begegnete, war so unbeschreiblich ...

Ihr stockte plötzlich der Atem und sie weinte, schluchzte ...
Meine Eltern, mein kleiner Bruder - alle ermordet ...

Es gab nur wenig Überlebende in Blagowczyna. Die SS hatte als Rache für einen vermeintlichen Partisanenangriff alle Männer zusammengetrieben. Viele mussten sich ihre Gräber selber schaufeln. Sie wurden alle erschossen. Die jüdischen Frauen und Kinder wurden in eine Scheune getrieben.

Die Scheune wurde von Außen verriegelt.

Die SS zündete die Scheune an, die schreienden Menschen verbrannten bei lebendigem Leibe, auf jeden, der zu fliehen versuchte, wurde geschossen.

Nur 5 Menschen überlebten dieses Grauen, darunter Rebekkas ältere Schwester Sarah, die gerade von Minsk nach Blagowczyna zurückkehrte, alles aus der Ferne mit ansehen musste und doch nicht helfen konnte.

Rebekka erzählte mir diese Geschichte, ihre Tränen schienen sich blutrot zu verfärben, sie schrie: „Kannst Du dir das

vorstellen - mein kleiner Engel verbrannt, er war doch noch ein kleines Kind, ein unschuldiger Engel ...“

Rebekka sagte mir: „Ich konnte danach nur Hass empfinden, Hass auf alle Deutschen, das waren für mich keine Menschen mehr, das waren Henker, Ungeheuer, in diesem Land durfte es keinen Platz mehr geben für Henker ...“

Deshalb schloss sie sich der Roten Armee an. Sie machte eine verkürzte Ausbildung zur Ärztin und meldete sich ab 1943 freiwillig.

Auch mir standen Tränen in den Augen. Ich fragte Rebekka: “Wie konntest Du uns das je verzeihen? Warum hilfst Du uns jetzt?“

Rebekka erzählte weiter. Sie sah wie die Wehrmacht ab 1943 nur noch auf dem Rückzug war, sie sah halberfrorene verhungerte gespenstische Gestalten in Stalingrad, sie versuchte, den russischen Soldaten zu helfen, sie operierte manchmal 18 Stunden am Tag, zuerst konnte sie den verwundeten Deutschen nicht helfen, sie ließ sie einfach liegen. Irgendwann schrie ein deutscher Landser nach seiner Mutter, er fasste Rebekkas Hand. Er rief “Mama, Mama, Mama hilf mir, hilf mir.“ Sie brachte es nicht übers Herz, diese Hand loszulassen.

Ihr wurde klar, auch die Deutschen waren Menschen, die eine Mutter hatten, die als unschuldige Kinder geboren wurden, die ihre Eltern unschuldig angelächelt haben und die Mutter dieses toten Jungen würde sich vor Schmerz verzehren wie jede Mutter.

Nein, auch diese Soldaten waren Opfer eines Verbrechens, das sie selbst zu Verbrechern machte.

Rebekka sah, wie die Rote Armee 1944 nach Ostpreußen kam. In einem kleinen Dorf bei Königsberg stockte ihr fast der Atem, als sie sah, wie die Rote Armee hier gewütet hatte, vergewaltigte erschossene Frauen, bei manchen waren Gliedmaßen abgetrennt. Erschossene Kinder, eine durch Kopfschuss getötete Mutter lag mit ihrem toten Säugling auf dem Boden, an ein Scheunentor hatte man einen alten Mann angehängelt.

Sie schrie den Offizier an: „Sind wir auch solche Bestien, sind wir auch Ungeheuer wie die Deutschen, sagen Sie, dass das nicht wahr ist !!!“

Kurz darauf wurde sie zwangsweise als Ärztin in ein Gefangenenlager nach Sibirien zur „Bewährung“ abkommandiert. Seit wenigen Wochen war sie jetzt in unser

Gefangenenlager versetzt worden.

Sie sagte zu mir und fasste mich an den Schultern: „Kind - Was macht Menschen zu Kreaturen - Menschen sind keine Ungeheuer, Krieg macht Menschen zu Ungeheuern, zu Bestien, wir müssen vergeben, verzeihen, dann kommt Frieden“.

Inmitten der kalten Einöde Sibiriens war ich bis ins Mark erschüttert und zutiefst beeindruckt von dieser charismatischen Frau. Ich konnte ihre Worte nie mehr vergessen.

Nacht über Sibirien

Ich war jetzt schon viele Monate im Lazarett als Kalfaktor tätig. Man verlernte hier die Tage zu zählen. Der Sibirische Winter war unendlich lang, im kurzen Frühjahr war alles voller Schlamm, der tiefgefrorene Boden wollte einfach nicht auftauen. Dann folgte ein kurzer aber sehr heißer Sommer, die Mücken- und Insektenplage war oft unerträglich. Schließlich wurde es wieder Winter, die Nächte waren eiskalt bis 45 Grad unter Null. Ich war froh, immer noch bei Rebekka zu sein. Ich stand wie immer jeden Morgen um 4 Uhr auf, habe die Kittel geweißt, die Instrumente bereitgelegt und sterilisiert. Dann habe ich alles zurechtgelegt und aus gefrorenen Baumrinden so etwas ähnliches wie einen Kaffee gekocht. Als Rebekka morgens kam, sagte sie immer „Kind alles gut, sehr sehr gut“.

Im zweiten Nachkriegswinter brach im Lager eine Fleckfieberepidemie aus.

Die hygienischen Zustände waren katastrophal. Überall gab es Ungeziefer, abertausende von Läusen bevölkerten das

Lager. Wir konnten es bald nicht mehr ertragen und obwohl ich alles immer so gut es ging mit Chlor sterilisiert habe, wurden wir auch im Lazarett den vielen Läusen nicht Herr.

So erkrankten immer mehr Lagerinsassen an Fleckfieber. Oft mussten meine Kameraden ja bei eisiger Kälte unter Tage oder in den Wäldern arbeiten.

Viele hatten praktisch keinerlei Abwehr mehr, sie hatten Hunger und waren bis auf 40 kg oder weniger abgemagert. Aber auch die russischen Bewacher und Soldaten hatten praktisch nicht mehr zu essen, wie wir. Fleckfieber ist eine heimtückische Krankheit. Es beginnt mit Fieber, manchmal Schüttelfrost, was dann kommt ist die Hölle auf Erden. Blutige Durchfälle, oft mehr als 20 mal am Tag. Der ohnehin geschwächte Körper schüttelt und windet sich im Todeskampf. Überall am Körper bilden sich blutende Flecken, bis ein komaähnlicher Schlaf endlich die Erlösung für den Todgeweihten bringt. Einer nach dem anderen starb uns unter den Händen weg. Kein Wunder, dass die Russen eine Quarantäne verhängten. Sie hatten ja entsetzliche Angst vor Ansteckung. Niemand durfte das Lager betreten oder verlassen, auch Rebekka nicht. In der dritten Woche der Quarantäne ergriff Rebekka drakonische Maßnahmen, sie ließ Kleider aus Altbeständen der Roten Armee austeilen. Die Gefangenkleider wurden mit Chlorkalk gekocht und dann in der Nacht draußen bei -40 Grad aufgehängt. Alle Toten wurden in einem Massengrab mit Chlorkalk überschüttet, bevor es zugeschüttet wurde. Alle Räume wurden so gut es ging gereinigt. Tatsächlich gelang es ihr, die Infektion Schritt für Schritt einzudämmen. Wie durch ein Wunder haben wir uns nicht angesteckt. Neben Rebekka waren im Lazarett noch August, ein Augustinermönch, der ebenfalls in Gefangenschaft geraten war und ein alter Deutscher Oberstarzt tätig. Abends beim Schein der Kerzen haben sich die drei oft unterhalten über GOTT, das Leben, über den Sinn unseres Hierseins, über Krieg und Frieden.

Gespräche über GOTT

Oberstarzt Dr. Heinz Erdmann war schon 72 Jahre alt. Er war ein vom Leben gezeichneter Mann, der trotz seines Alters Wissen und Würde ausstrahlte. Er hatte die letzte Schlacht des Krieges in Berlin erlebt. Erdmann war lange Jahre seines Lebens an der Charité als Chirurg tätig. Er war immer ein Gegner der Nazis, obwohl er schon früh in die NSDAP eingetreten war. Einmal hat er sogar eine Halbjüdin versteckt und ihr zu einer Flucht in die Schweiz verholfen.

Als Chirurg wollte er einfach nur in Ruhe gelassen werden, arbeiten, operieren und Menschenleben retten. In der Endphase des Krieges hatte er sich freiwillig gemeldet, um den verwundeten deutschen Soldaten zu helfen. Dr. Erdmann war schon im 1. Weltkrieg Arzt an der Westfront. Er hatte dort erlebt, wie Menschen durch Giftgas grausam erstickt sind, wie sich Menschen in abgestumpfte Zombies verwandelten. Er hatte sich in den 4 Jahren an der Westfront zum Oberstarzt hochgedient. Seine große Hoffnung war, nie wieder einen Krieg erleben zu müssen.

Jetzt erlebte er den Untergang Berlins, die Apokalypse. Als ein Kommando der Roten Armee in dem Feldlazarett in der Nähe Berlins erschien, wo Dr. Erdmann seinen Dienst versah, war der Krieg längst verloren. Der sowjetische Kommandant setzte alle fest, dann sagte er zu ihm: „Du Arzt, Du Faschist, mitkommen!“

Dann zwang man Dr. Erdmann, in verschiedenen Gefangenenlagern als Arzt zu arbeiten, bis er schließlich hier gelandet war. Der Doktor war ein sehr gebildeter melancholischer Mann. Oft hörte ich gespannt zu, wenn er mit Rebekka und August über GOTT und die WELT sprach mitten in der Hölle, mitten in Sibirien. Manchmal sprach er davon, dass er in seiner Jugend andere Länder bereiste, dass es vor dem 1. Weltkrieg in Europa sehr tolerant zugeing. Er war einige Male in der Schweiz, in Frankreich und Italien. Einmal hatte er in Mailand Nabucco im Original gesehen und gehört.

„Schwebt Gedanken auf goldenen Schwingen...“, der Gefangenchor hatte ihn immer fasziniert. Ich hörte gespannt zu. Nie hatte ich zuvor etwas von Verdi gehört. Erdmann summte

die Melodie vor...“Schwebt Gedanken getragen von Sehnsucht, lass dich nieder in jenen Gefilden, wo in Freiheit wir glücklich einst lebten...“

Wir hatten alle Sehnsucht in diesem Moment. Rebekka schaute den Oberstarzt mit einem tiefen Blick an: „Du wissen, Verdi schreibt über Gefangenschaft meines Volkes in Babylon. Wir Juden waren immer Gefangene, Gefangene in Ägypten, in Babylon, in Rom, später in ganz Europa. Jetzt haben wir so viel gelitten, so viel durchgemacht. Warum das alles ? Warum all das Leiden ? ... Und doch wir haben den Glauben nie verloren - GOTT unser Herr ist bei uns. Er verlässt uns nicht“. Ich war tief berührt von dem, was Rebekka sagte. Der Oberstarzt entgegnete: „Wie kannst Du nach all den Toten noch glauben an einen GOTT, der liebt, der die Menschen liebt, Menschen, die töten, foltern, einsperren, andern Leid zufügen... Was ist das denn für ein GOTT ?“

Rebekka erwiderte: „Ich hatte den Glauben auch verloren. Ich habe ihn verloren und wiedergefunden... Ich habe ihn wiedergefunden, bei all den vielen Menschen, denen ich die Hand hielt, die ich getröstet habe, die ich sterben und leiden sah. In all diesen Situationen habe ich die Sehnsucht gespürt, die Sehnsucht nach Glück, nach Frieden, nach einer besseren Welt. Ich habe immer gefühlt, dass es doch dieses Haus geben muss, das von einem unbekanntem großen Baumeister geschaffen wurde. In dem Haus ist es hell, es strahlt unvergleichliche Schönheit, Kraft, Wärme und Geborgenheit aus. Das Haus drückt alle stillen Sehnsüchte von uns Menschen aus, die in einer kalten Winternacht den Weg suchen. Aus der Ferne leuchtet ihnen das Licht, das Licht dieses Hauses, das ihnen sagt - Kommt hierher, hier ist Platz für euch alle, ihr braucht nicht davor in der Kälte stehenzubleiben. Ich glaube, man kann aus dem Haus etwas über die einmalige Größe des Baumeisters kennen, obwohl niemand ihn je gesehen hat.“

August sagte: „Ich glaube sogar, dass GOTT uns schon besucht hat, um aus diesem einen Haus eine ganze Welt neu erstehen zu lassen.“

Rebekka entgegnete: „Ja, ich glaube, der Herr hat uns schon oft besucht und er besucht uns auch heute noch.“

August wirkte sehr nachdenklich. Er war Jahre seines Lebens in einem Orden in Süddeutschland und hat in den Kriegsjahren verletzten Kameraden geholfen. Später wurde er bei Kampfhandlungen in Polen von den Russen festgesetzt und ist so in Gefangenschaft geraten. Rebekka schätzte August sehr.

Er hatte die Fähigkeit, mit einfachsten Mitteln Menschen das Leben zu retten.

Wenn sich Rebekka und August unterhielten, war es immer sehr tiefgründig.

Manchmal fragte August Rebekka: „Für uns ist Jesus Christus der Mittelpunkt unseres Glaubens. Wer ist Jesus denn für Euch?“

Sie erwiderte ihm dann: „Jesus war doch selbst Jude, er ist in der jüdischen Tradition aufgewachsen. Auch für uns ist Jesus ein großer jüdischer Lehrer. Meine Familie hat uns das immer gelehrt.“

Rebekka erzählte dann weiter:

“Wir gehörten zu einer Familie orthodoxer Juden... Am Anfang haben wir an den Kommunismus geglaubt. Wir haben keinen Widerspruch zu unserem Glauben gesehen. Früher zu Zarenzeiten gab es immer wieder Pogrome gegen unser Volk. Wir hörten von der Gründung von Kibbuzen im Heiligen Land, Menschen, die für andere da sind wie bei unseren Vorvätern. Wir hofften, dass das in Russland auch möglich wäre, eine neue Gesellschaft, wo Menschen gemeinsam für andere da sind. In meiner Kindheit erinnere ich mich an die Passahfeste. Es begann immer in dem Seder-mahl. Papa zitierte Verse aus der Tora.

Ich erinnere mich an das, was er oft vortrug...“ ...Meine Wege sind nicht eure Wege...“Ich habe immer darüber nachgedacht. Der Herr begleitet uns auf all unseren Wegen, auch wenn die Wege des Herrn nicht unsere Wege sind. Ich habe immer darüber nachgedacht. Die Nazis haben meinen Vater einfach in sein Grab geschossen, obwohl er der beste und liebste Mensch war, den es auf Erden gibt. Er hat mich alles gelehrt, vor allen Dingen zu vergeben. Wenn ich Rache üben würde, wäre sein Tod doch umsonst gewesen. Ich habe mir

immer vorgestellt, vielleicht ist jenseits der Sterne irgendwo diese Kraft, dieser unendliche Schöpfer, der uns aus diesem Elend hinaushebt, hoch über die Sterne. Diese Kraft muss es einfach geben, sonst wäre es unerträglich auf dieser Welt.“

Ich hatte solche Gespräche noch nie gehört. Auch dass Jesus Jude war, konnte ich mir bis dahin kaum vorstellen. August sagte: „Ich hätte nie gedacht, dass ich erlebe, wie eine Jüdin die Bergpredigt verwirklicht. Deutschland war über Jahrhunderte ein christliches Volk.

Wie konnten wir nur so etwas zulassen. Wie konnten wir zu Mördern und Henkern werden ? Wie konnten wir Perfektion im Massenmord entwickeln ohne Fragen zu stellen ?“

Wir alle waren betroffen und schwiegen gemeinsam. Wir begriffen, dass es kein Volk gibt, das über andere erhaben ist. Ein ganzes Volk kann nicht schuldig sein. Es sind die Menschen, die schuldig werden. Jeder einzelne von uns. Das hatte ich hier gelernt. Ich habe über viele Gespräche immer wieder gestaunt. Ich hörte hier etwas über das Wunder des Lebens, die Entstehung des Lebens und über das Menschsein.

Aber bald wurde mir wieder bewusst, dass wir Gefangene waren.

Weihnachten in Sibirien

Zu meinen Aufgaben als Kalfaktor gehörte es auch, den Müll aus der Krankenstation zu bringen.

Manchmal sah ich in den klaren sibirischen Nachthimmel. Oft habe ich mich gefragt, ob es irgendwo da draußen, in den unendlichen Weiten Leben gibt, ob da irgendwer ist, der dieses verkommene Geschlecht, uns Menschen beobachtet. Vielleicht sehen sie auch, dass es doch noch Engel auf dieser Welt gibt, Engel wie Rebekka.

Selbst Kumarow hatte normalerweise großen Respekt vor der Ärztin, auch wenn er sie nicht leiden konnte. Er kam zum Glück selten in das Lazarett, es sei denn, er war so betrunken, dass er fast nicht mehr gerade stehen konnte, dachten wir jedenfalls.

Es war kurz vor Weihnachten 1946. Das zweite Jahr in Gefangenschaft. Rebekka hatte wieder einen Gefangenen aus der Einzelhaftzelle befreit, die für ihn den sicheren Tod bedeutet hätte. Wieder jemand, der sich mit der Spitzhacke sich in den Fuß gehackt hatte, weil er es nicht mehr ertragen konnte.

August pflegte den Fuß des verletzten Kameraden. Er füllte jodgetränkten Zucker in die eitrige Wunde und verband sie mit einer Art Verband, den er aus abgekochten Lumpen hergestellt hatte. Er verabreichte dem Verletzten eine Eigenblutinjektion, um das Immunsystem anzuregen. Er entnahm jeden Tag etwas Blut und spritzte es zurück in den Muskel. August verwendete dieses Verfahren auch bei Patienten mit Rheuma.

Im Lazarett waren die Essenrationen natürlich viel besser als in den Baracken. Manchmal brachten uns die russischen Aufseher, die Rebekka sehr mochten, sogar ein kleines Stück Fleisch.

So verbrachte ich Weihnachten 1946 im Lager und es kam bei einem kleinen Weihnachtsbaum und einer Kerze, die Rebekka organisiert hatte, sogar so etwas wie Weihnachtsstimmung auf. Rebekka erzählte uns vom Chanukkafest, das im jüdischen Bereich fast zum selben Zeitpunkt, wie Weihnachten gefeiert wurde. Sie erzählte uns von der Tradition, wie ihre Familie die Lichter am siebenarmigen Leuchter von rechts nach links entzündete, jeden Tag ein Licht.

Auch hätten die Kinder Geschenke bekommen, fast so wie an Weihnachten bei den Christen. August konnte sehr gut singen und sang für uns „Stille Nacht“.

„Ein kleines Kind ist in die Welt gekommen, unschuldig in diese rauhe Welt, GOTT hat sich klein gemacht, damit wir nicht verloren gehen.“

Augusts Worte luden uns zum Träumen ein.

Wir alle träumten uns nach Hause.

Der Oberstarzt war ganz wehmütig, er erzählte uns, dass er als junger Mann beinahe nach Amerika ausgewandert wäre. Sein Bruder war auf dem Weg nach Amerika, er wäre 1912 bei der Katastrophe mit der Titanic ums Leben gekommen und wäre nie dort angekommen.

Seitdem wollte er nicht mehr nach Amerika, er hat sich aber immer nach Freiheit geseht. Der Oberstarzt war ein großer Verehrer von Schiller, das Freiheitsideal von „Wilhelm Tell“ hätte ihn immer fasziniert: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr, wir wollen frei sein, wie die Väter waren...“ Erdmann hatte den Vierwaldstätter See, wo die Legende von Tell entstanden war, einige Male bereist. Er sagte uns, es sei das schönste Stück Erde auf GOTTES weiter Welt, das er je gesehen hätte, wie ein Traum... Er wünsche sich so sehr, dass es irgendwann Freiheit und Frieden in Europa geben würde.

Bald wurden wir jäh aus unseren Träumen gerissen. Kumarow stürmte auf die Krankenstation. Er hatte viel zu viel getrunken und war ganz rot im Kopf.

Er hatte eine Eisenstange in der Hand.

Er schrie laut: „Hier sind Verbrecher versteckt“. Plötzlich schlug er auf den wehrlosen Kameraden ein, der sich selbst verletzt hatte. Rebekka versuchte ihn davon abzuhalten. Leider ohne Erfolg. Immer wieder schlug er mit der schweren Eisenstange auf ihn ein, bis er schließlich torkelnd von ihm abließ.

Rebekka versuchte den Mann noch zu operieren, aber er starb noch am selben Tag an seinen schweren Verletzungen. Uns wurde auf einmal schmerzlich bewusst, es war Weihnachten - und wir, wir waren immer noch in der Hölle.

Das erste Mal im Leben

„Trägt er, trägt GOTT uns wirklich auf seinen Schultern, wenn wir ihn so sehr brauchen? Manchmal kann ich es nicht sehen und doch möchte ich daran glauben, es spüren, denn sonst würde ich verzweifeln.“

Ich sehe das unschuldige Lächeln eines kleinen Kindes. Jedes Kind lächelt sie an, diese Welt, kein Kind kann aussuchen, wo und in welcher Zeit es geboren wird, ob es weiter mit leuchtenden Augen die Welt anlächelt, oder ob sein Lächeln erstickt in Tränen, Leid und Grausamkeiten. So viele Kinder haben nur Krieg und Tod gesehen, werden sie je wieder lächeln

können, diese gequälten Seelen. Wie lange werden sich das Menschen noch antun, wie lange noch, wird das je ein Ende nehmen?“

Ich sah, wie Rebekka diese Zeilen in ihr Tagebuch schrieb. Ich wollte nicht stören. Rebekka sah mich mit großen Augen an. Sie fragte: „Wie alt warst Du, als sie Dich das erste Mal missbraucht haben für ihren Wahn?“ Ich sagte schüchtern: „Ich war noch ein Kind, habe nie etwas anderes gehört.“ Rebekka legte ihre Hand auf meine Schulter, es lag ein Prickeln in der Luft.

Trotz Gefangenschaft, Krieg und allem, was ich durchgemacht hatte, war ich wohl immer noch ein recht attraktiver Mann.

Sanft nahm sie meine Hand und schaute mir tief in die Augen...Kind, hast Du je ein Mädchen geliebt, fragte sie mich leise? Mitten in der sibirischen Nacht, in der eisigen Kälte Sibiriens hatte diese wunderschöne attraktive Frau genau wie ich Sehnsucht nach ein bisschen Wärme und Nähe. Unsere Augen berührten sich immer intensiver bis sich unsere Körper berührten. Ich weiß nicht, wie mir geschah, es war das erste Mal in meinem Leben, immer wieder habe ich sie berührt, ich wollte sie immer wieder und wieder spüren, bin tief in sie eingedrungen...Es war der bisher schönste Moment in meinem Leben, so etwas wie zeitloses Jetzt, als wenn der Augenblick zur Ewigkeit wird.

Ich umarmte und küsste Rebekka wieder und wieder. Ich spürte ihre Schenkel, hörte ihren Herzschlag ganz nah bei mir. Der ganze Raum war erfüllt von Rebekkas Schönheit, dem unbeschreiblich anziehenden Geruch ihrer Haut und den innigen Küssen, mit denen wir uns immer wieder liebkosten. Mein Glück in dieser Nacht war unbeschreiblich, alles um mich herum vergaß ich, alles, was ich bisher durchgemacht hatte, schien vergessen, mein ganzes Leben schien sich zu lohnen nur für diesen Glücksmoment.

Noch lange lagen wir beieinander, dann nahmen wir uns bei der Hand und gingen vor die Tür der Krankenstation. Es war eine klare sibirische Winternacht. Wir vergaßen alles, das Grauen, die Kälte Sibiriens, über uns schienen die Sterne märchenhaft golden am Himmel zu funkeln.

Plötzlich wurde Rebekka ein wenig traurig, es schien, dass sie eine Vorahnung hatte, sie sagte: „Fritz, Du bist kein Kind mehr nach dieser Nacht, Du bist ein Mann. Du wirst mich um viele Jahrzehnte überleben, Du wirst in Deine Heimat zurückkehren, Du wirst Kinder und Enkelkinder haben und einmal als alter Mann in die Welt GOTTES hinübergehen. Deine Generation wird leben. Wenn Du es schaffst, finde meine Schwester Sarah. Vielleicht ist sie durchgekommen in ein Kibbuz im Land unserer Väter in Palästina. Erzähle ihr alles!“ Ich verstand nicht, sie nahm mich in den Arm und sagte leise: „Ich fühle es, ich weiß nicht wieso, aber meine Zeit auf dieser Welt ist bald abgelaufen.“ Ich konnte ihre Worte und alles, was in dieser Nacht geschah, nie vergessen .

Auf der Flucht

Es war eine jener eiskalten sibirischen Nächten in jener Blockhütte, in der sich das Lagerlazarett befand. Ich hatte gerade die Instrumente sterilisiert und die Kittel gewaschen. Rebekka war vor wenigen Minuten in die Krankenstation gekommen. Sie wirkte niedergeschlagen. Vor zwei Tagen hatte sie alles versucht, um einem Mann, der versucht hatte, zu fliehen, weil er es einfach nicht mehr ertragen konnte und den Kumarow in die berüchtigte Einzelzelle sperrte, zu helfen. Leider zu spät.

Gestern ließ der Kommandant das Lager antreten, zerrte den Mann hervor und sagte: „Schaut her, das ich mache mit faschistischen Feiglingen... Dann nahm er seine Pistole und schoss den Mann in den Kopf !“ Rebekka schrie auf ihn ein, mit dem, was ich mit meinem bruchstückhaften Russisch verstand, sagte sie wohl:

„Du bist nicht besser, wie Faschisten, Du bist schlimmer !“ Sie war verzweifelt, weil sie nichts tun konnte. Nun saß Rebekka an ihrem Schreibtisch, sie hatte den Kopf auf die Arme gestützt und wirkte geheimnisvoll und bezaubernd schön, so wie immer. Plötzlich kam Kumarow herein. Er war offensichtlich volltrunken, ging auf Rebekka zu, schrie sie an „Du Verräterin... Du hast es nicht besser verdient und schoss ihr

aus nächster Nähe direkt in die Brust. Sie blutete, atmete schwer, ich rannte zu ihr, nahm sie in den Arm, ihre letzten Worte waren „Kind, Du bist gut, ich Dich lieben“. In diesem Moment konnte ich mich nicht mehr beherrschen. Kumarow hatte diese wundervolle Frau getötet - einfach so - vor meinen Augen. Er stand wie in Schockstarre an die Wand gelehnt, mit einem eiskalten zynischem Grinsen.

Ich trat wie im Reflex Kumarow mit voller Wucht in den Bauch, ich habe mehrfach zugetreten. Er brach ohnmächtig zusammen. Dann bin über den Holzzaun geklettert und so schnell mich meine Füße tragen konnten, weggerannt. Das Lager war ja nicht stark bewacht, es lag mitten in Sibirien. Als ich das Heulen der Sirenen hörte, war ich schon einige Hundert Meter vom Lager entfernt. Ich sah die auf mich gerichteten Scheinwerfer, es dröhnten Maschinengewehrsalven hinter mir her. Ich hatte nur eine Chance, ich musste in den Wald hineinlaufen. Dort würde sich meine Spur vielleicht verlieren. Und tatsächlich wurde es bald leise und immer dunkler und eisiger. Ich bin einfach immer weiter gelaufen. Ich weiß nicht wie lange ich gelaufen bin. Irgendwann verliert man das Gefühl für Raum und Zeit, man spürt seine erfrorenen Hände und Füße nicht mehr, man spürt nicht mehr, wie kalt es ist, man ist wie in Trance. Ich hatte nur einen Wunsch, mich einfach irgendwo hinzulegen. Vielleicht würde ich dann mit einem Gefühl tiefer Leichtigkeit hinüberschlummern in eine andere bessere Welt.

Ich weiß nicht, welche Kraft es in meinem Unterbewusstsein war, die mich zum klaren Nachthimmel aufschauen ließ. Als ich die vielen Sterne sah, musste ich an die schönste Nacht meines Lebens denken, die Nacht mit Rebekka. Ich spürte, wie ihre Liebe mich umgab. Ich wusste in diesem Moment, dass ich nicht liegenbleiben durfte. Ich musste auf einmal auch an Probst Dierhagen denken, an die Erinnerungen meiner Kindheit, wie er uns von den Sternen und Galaxien erzählte und sagte: „Wenn dieser große GOTT, der die Sterne und Welten erschaffen hat, mit Dir ist, wer kann dann gegen Dich sein !“ Als ich mich mit letzter Kraft hochrappelte, spürte ich sie tief in mir, die Sehnsucht, meine Heimat und

meine Familie wiederzusehen. Und wieder war es die Liebe Rebekkas, die mich umgab.

Obwohl ich mit meinen erfrorenen Händen, die ich nicht mehr spürte, die gefrorene Rinde von den Bäumen kratzte, um etwas zu essen, obwohl ich Schnee und Eis lutschte, um meinen Durst nicht zu spüren, obwohl ich das Heulen hungrierer Wölfe hörte, das immer lauter und durchdringender wurde, wollte ich es einfach schaffen. Nein, ich durfte nicht aufgeben, ich musste und wollte leben für Rebekka, für sie, ich wollte ihre Geschichte erzählen, es durfte nicht alles umsonst gewesen sein. Die Wölfe kamen immer näher. Das Heulen wurde immer durchdringender, immer bedrohlicher. Als in der Ferne Lichter aufleuchteten, fragte ich mich: Ist das wahr ? Ist das eine Halluzination, eine Fata Morgana ? Aber ich laufe auf die Lichter zu und die Lichter werden immer heller - es ist also wahr.

Auf einmal sehe ich ihn - Den Leitwolf des Rudels - ein riesiger Polarwolf, der mich mit durchdringendem stechenden Blick musterte und hungrig die Zähne fletschte. Auch die anderen Wölfe des Rudels kreisten mich ein. Sie heulten immer lauter. Sollte dies nun trotz allen Kampfs mein unausweichliches Schicksal sein ? Sollte ich also meine Heimat doch nicht wiedersehen ?

Plötzlich sah ich eine Gruppe von Leuten mit Fackeln, die uns entgegenkamen. Einer schoss auf einen der Wölfe. Sofort stürzten sich die anderen Wölfe auf ihn und haben ihn zerrissen. Dann stimmte ein alter Mann aus der Gruppe, der mit Fellen bekleidet war, einen eigentümlichen Gesang, so wie ein Wolfsgeheul, an. Es schien, als könne er die Sprache der Wölfe verstehen. Es war, als wollte er die anderen Wölfe um Verzeihung bitten. Der Leitwolf erwiderte das Heulen und verschwand mit seinem Rudel im Wald.

Unter Schamanen

Was danach mit mir geschah, weiß ich nicht mehr. Ich war wie in einer anderen Welt, es war wie ein Traum und doch wirklich.

Ich fühlte, wie ich meinen Körper verlassen habe, sah engelsgleiche Wesen, mir war gar nicht mehr kalt, eine wohlige Wärme, ein Licht umgab mich. Ich hatte kein Zeitgefühl mehr. Es war ein Gefühl der Geborgenheit. Innerlich war es mir so, als wenn Tausende von Träumen vor meinem inneren Auge abliefen, wie in einem Film. Ich sah mein Leben vor mir, auf einmal sah ich Rebekka vor mir in einem lichtdurchfluteten hellen Schein. Sie kam immer näher und sagte immer wieder und lauter „Geh zurück, Du musst leben... Du musst leben... leben... leben“

Auf einmal spürte ich, wie ich in meinen Körper zurückkehrte. Als ich die Augen öffnete, wusste ich nicht, ob ich noch lebe. Ich fasste meine Hände, bewegte die Füße. Tatsächlich, ich war am Leben.

Ich lag wohl einige Zeit da und konnte es kaum glauben.

Langsam kehrte die Erinnerung zurück. Ein alter Mann kam herein. Es war der Dorfälteste, der Schamane, der die Wölfe vertrieben hatte. Er erzählte mir: „Als die weg waren, bist Du in den Schnee gefallen. Wir haben Dich in eine unserer Blockhütten gebracht.

Dein Herz hat nicht mehr geschlagen. Wir haben Dich massiert, langsam aufgewärmt, dann hast Du lange geschlafen.“

Langsam kam ich zu mir, ich hatte schlimme Erfrierungen an den Beinen und Händen, aber meine Lebenskraft schien immer mehr zurückzukehren. Ich konnte immer noch nicht verstehen, wie es gelang, mich vor dem Wolfsrudel zu retten. Man gab mir etwas zu essen, eine Suppe, ich hatte schon lange nicht mehr so etwas Köstliches gegessen.

Ich bin einige Zeit in dem Dorf geblieben. Der Schamane erzählte mir seine Geschichte, er sprach sehr gut Deutsch, was mich verwunderte:

„Unsere Legenden sagen, vor Tausenden von Jahren gab es ein Volk von Schamanen, unsere Vorfahren. Sie lebten in den weiten Steppen im Norden, sie kamen vom großen See, heute nennt man ihn Kaspisee. Wölfe waren für unsere Vorfahren besondere Geschöpfe. Es gab Rituale, die Kraft der Wölfe

sollte auf die Kinder unserer Vorfahren übergehen. In Wolfsfellen sind sie übers Land nach Westen gezogen, haben neue Länder gefunden. Man nannte sie Koryos.

Weißer Männer sind auch nach Osten gezogen nach Sibirien. Unsere Vorfahren gaben es von Generation zu Generation weiter. Auch wir verstehen die Sprache der Wölfe. Es sind besondere Tiere. Es sind geheimnisvolle Wesen.

Sie kümmern sich in Liebe um ihre Jungen, sie leben in Familien, jagen gemeinsam. Ihre Sprache, ihr Geheul ist durchdringend. Sie können sagen, dass sie traurig sind, um Hilfe rufen, dass sie Hunger haben. Sie können mit ihrem Heulen weinen. Sie rufen unsere Ahnen, wenn sie den Mond anheulen. Sie töten nie aus Vergnügen. Wenn sie hungrig sind, fressen sie, um zu überleben. Sie wissen mehr über uns, als Du glaubst. Sie kommen nie in unser Dorf, nicht einmal, wenn sie hungern. Sie wissen, das ist unser Revier, ich bin für sie Leitwolf hier.

Sibirien hat viele Geheimnisse. Meine Eltern haben mir immer wieder erzählt, dass vor einer Generation über Sibirien ein heller Blitz niedergegangen ist. Die Erde hat gebebt. Tausende von Rentieren sind gestorben. Man nennt den Ort dort Tunguska „Land des Silberblitzes“.

Wir wissen, es war ein Zeichen. Wir müssen anders umgehen mit der Welt.

Hier in Sibirien spürt man, Alles ist eins, Tiere haben eine Seele, Tiere geben uns Kraft, Wölfe, Bären, Rentiere, Pferde, Tiger, wir sind eins mit der Weite, mit Wäldern mit der Natur. Alles ist eins, unser Leben ist Teil der Ewigkeit. Wir sind alle eins...

Deshalb haben wir Dir geholfen.

„Ich weiß, Du bist geflohen aus dem Gefangenenlager. Manche von euch sind geflohen, man hat sie alle gefunden in den Wäldern. Manche hat man auch nicht gefunden.“ Der Schamane hatte 4 Söhne, einer war mit einer Russlanddeutschen verheiratet. Er hatte Einfluss in der Kommunistischen Partei. Seine Frau hat viel gelitten. Ihre Familie wurde in den dreißiger Jahren unter Stalin verschleppt hierher, ihre

Eltern zu Straflager verurteilt. Ein Bruder ist auf dem Transport gestorben.

Weil sie mit Andrej, dem Sohn des Dorfältesten verheiratet ist, deshalb lebte sie.

Der Dorfälteste hat mit ihr Deutsch gelernt. Er hatte nichts gegen die Deutschen, sagte er mir immer wieder.

„Überall gibt es gute und böse Menschen. Du brauchst neue Papiere. Sie werden Dich suchen. Mein Sohn hilft Dir.“

Ich konnte so lange in dem Dorf bleiben. Nach ein paar Tagen kam Andrej, sein Sohn tatsächlich zurück mit neuen Papieren. Ich wurde als Gefangener in einem kleinen Nebenlager untergebracht mit ein paar deutschen Kameraden. Wir sollten in einem Sägewerk arbeiten, das Andrej unterstand. Uns ging es relativ gut, wir bekamen Hirsebrei fast jeden Tag, auch eine größere Ration Brot. Manchmal, wenn wir Holz sägten, sagte Andrej: „Sadit v krugom - sitzt im Kreis.“ Dann durften wir mit ihm am Lagerfeuer Machorka rauchen, er sagte uns: „Skoro domoi - ihr seid bald zuhause.“

Im vierten Jahr meiner Gefangenschaft begann ich mich, sehr krank zu fühlen, ich hustete immer stärker, es war ein gelblicher blutender Husten. Auch einer meiner Kameraden begann zu husten. Andrej sagte mir: „Vratsch - Du brauchst einen Arzt.“

Der Arzt, der in das Nebenlager kam, war ein guter Bekannter, es war der Oberstarzt aus Novi Gora. Er sagte zu mir: „Fritz, Du bist krank, ich glaube, es ist Tuberkulose. Sie stellen einen Transport zusammen.“

Sie haben Angst vor Ansteckung. Ich bin schon alt, sterbe hier, aber Du, Du kommst nach Hause. Ich schreibe, dass Du eine ansteckende Krankheit hast. Dann werden sie Dich entlassen!“

Ich fragte: „Was ist mit Kumarow?“ Er antwortete: „Kumarow wurde verhaftet, er ist jetzt Zivilgefangener, Du weißt, wie sie mit ihnen umgehen, Stalin nennt das „Tod auf Raten...“ Ich wusste nicht, ob Kumarow mir leid tun sollte, ich konnte nicht viel Mitleid empfinden.“

Bald zuhause

Im Sommer 1948 habe ich Sibirien verlassen. Zuerst sind wir zwei Tage mit dem Ural, einem LKW sowjetischer Bauart durch die unendlichen Wälder nach Irkutsk gefahren. Diesmal habe ich trotz meines schlimmen Hustens den Baikalsee anders gesehen - golden. Als die Sonne über dem Baikal aufging, sah ich die liebenden Augen Rebekkas vor mir und ich hörte die Worte des alten Schamanen: „Alles hat eine Seele, alles ist eins.“

In Irkutsk wurden wir verladen, wieder auf Viehwaggons, doch diesmal bewegte sich der Zug immer weiter nur in eine Richtung - nach Westen.

Einmal pro Tag blieb der Zug auf offener Strecke stehen. Jemand musste vom Küchenwaggon die Essenkübel holen. Weil ich mich trotz meines Hustens relativ schnell erholte, kam mir diese Aufgabe zu. Wenn der Zug sich wieder in Bewegung setzte, ertönte nur eine kurze Sirene.

Niemand wusste, wie lange man dann noch Zeit hatte, der Zug wartete nicht und jeder, der am Gleis zurückblieb war verloren. Auch mir erging es einmal fast so. Zum Glück habe ich die Kübel sofort fallenlassen und bin dem Zug schnell hinterhergelaufen. Meine Kameraden haben es gerade noch geschafft, mich in den Wagon zu ziehen.

Als wir in Moskau ankamen, wurden wir dort durch die Stadt zu einem Lazarett gefahren. Das erste Mal sah ich aus der Ferne die goldenen Türme des Kreml. In dem Lazarett sollten wir aufgepäppelt werden. Man wollte glauben machen, dass man gut mit uns umgeht.

Es waren ja zwischenzeitlich große Veränderungen in Deutschland vor sich gegangen, von denen wir nichts mitbekommen haben.

Deutschland war aufgeteilt in vier Besatzungszonen, drei westliche, die sich immer mehr zu einer Trizone zusammenschlossen und der sowjetischen Besatzungszone. Es gab mittlerweile unterschiedliche Währungen in Ost und West, Deutschland stand kurz vor der Teilung, obwohl die Grenzen noch lange offen waren. Der alliierte Kontrollrat hatte noch

lange das Sagen, obwohl Ost und West längst ihre eigenen Ziele verfolgten. Auch der Krieg in Fernost war vorbei, in Japan waren die ersten Atombomben der Menschheitsgeschichte abgeworfen worden.

Vor diesem Hintergrund wurden wir im Lazarett in Moskau gut versorgt, wir erhielten zu essen, das erste Mal seit langem eine kleine Portion Kartoffeln. Jeden Tag erhielten wir Vitamin- und Kalziumspritzen. Ich habe alles genommen, einige der Kameraden dort wollten keine Spritzen. Ich habe meinen Arm immer hingehalten, die Vitaminspritzen haben mir gut getan, bald fühlte ich mich so stark, wie schon lange nicht mehr.

So konnte ich den letzten Teil einer langen Reise antreten, es ging zurück in die Heimat, zurück nach Deutschland. Während der Fahrt durch Polen hatte ich viel Zeit, nachzudenken - wir waren Deutsche! Wir wollten Teil einer Herrenrasse sein und doch haben wir unser eigenes Volk und die ganze Welt in einen mörderischen Krieg gestürzt. Wir haben Russland überfallen, so viele Menschen ermordet und doch war es ein russischer Schamane, der mir half und zeigte, dass wir alle zusammengehören, was wir andern Böses tun auf uns zurückfällt.

Wir wollten die Juden ausrotten und doch war es eine jüdische Ärztin, die mir das Leben gerettet hat, die mir zeigte, was Vergebung bedeutet und mir ihre Liebe schenkte. Wie konnten wir nur an so einen Wahn glauben? Wie war es möglich, dass man ein Volk so blenden konnte, dass wir so von diesem Verbrechen überzeugt waren, dass wir selbst zu Verbrechern wurden...

Und doch waren es Menschen, die diese Verbrechen begangen haben und in jedem schlummert auch etwas Gutes, wie in dem Unteroffizier der Waffen-SS, der uns half, in auswegloser Situation aus Budapest herauszukommen. Was ist Schicksal ? An was sollte ich glauben. Rebekka hat immer gesagt: "Wer GOTT liebt, muss auch Menschen lieben ! War das die letzte Wahrheit. Ist es das. Eine Jüdin hat mir gezeigt, was es bedeutet, zu leben, wie Christus gelebt hat. Wie Probst

Dierhagen im Religionsunterricht uns lehrte:

„Du sollst Deinen Nächsten lieben, wie Dich selbst.“ Das waren damals nur kalte Worte, die wir auswendig gelernt haben.

Rebekka zeigte mir es durch ihr Leben:

Es gibt Licht in der Dunkelheit, Menschlichkeit, da wo Unmenschlichkeit regiert, Liebe, wo sonst nur Hass ist, es gibt den Himmel mitten in der Hölle. Ich wollte all das an junge Menschen weitergeben, ich wollte nach meiner Rückkehr nach Deutschland helfen, dafür zu sorgen, dass es nie wieder Faschismus und Krieg geben durfte.

In der Heimat

Als ich im Juli 1949 in Frankfurt an der Oder erstmals wieder deutschen Boden betrat, war Deutschland bereits ein geteiltes Land. Ich konnte es kaum glauben, wieder in meiner Heimat zu sein.

Endlich keine Viehwaggons mehr, wir wurden auf Lastern in ein Krankenhaus gefahren. Dort untersuchte man uns gründlich, dann wurden wir gefragt, in welchen der Besatzungszonen wir künftig leben wollen. Damals wurde man noch gefragt. Frankfurt an der Oder lag ja in der sowjetischen Besatzungszone. Ich wollte aber nur endlich meine Familie wiedersehen, ich verstand gar nicht, was mit Deutschland geschehen war und hatte kein Interesse am Westen, ich wollte nur endlich wieder nach Röbel. So lange hatte ich davon geträumt. Umso überraschter war ich, als mein Vater mit meinem jüngeren Bruder Hermann mich nach einigen Tagen in Frankfurt besuchte. Man hatte Vater wohl verständigt, dass ich wieder zurück wäre. Er hatte mit Hermann fast einen Tag Zugfahrten durch das zerstörte Land auf sich genommen, um mich zu sehen.

Aus russischer Kriegsgefangenschaft hatte er nur einmal eine Nachricht von mir erhalten. Er wählte mich bereits tot und war überglücklich, dass ich überlebt hatte. Als Vater mit meinem Bruder hereinkam, habe ich Hermann zunächst gar nicht erkannt, er war groß geworden, als ich ihn das letzte

Mal sah, war er ja noch ein Kind. Jetzt war er schon 17 Jahre alt und hatte eine Ausbildung auf der Seemannsschule in Rostock begonnen. Mein älterer Bruder Hugo hatte ein Lehrerstudium angefangen. Er war schon Anfang 1946 aus amerikanischer Gefangenschaft zurückgekommen. Mutter war krank, sie hatte Asthma und hustete stark. Ich selber wurde von Frankfurt nach Rostock - Gehlsdorf verlegt. Die Tuberkulose war noch längst nicht ausgeheilt. Man behandelte mich mit INH-Tabletten.

Ich erholte mich und kam bald zu Kräften. Ende 1949 konnte ich dann nach Röbel zurückkehren. Endlich habe ich die Müritz wiedergesehen, das „kleine Meer“ meiner Kindheit, an dem ich immer so glücklich war. 1950 bin ich in die SED eingetreten. Ich wollte nach meinen Kriegserlebnissen helfen, ein neues friedliches und glückliches Land aufzubauen. Ich wollte in einem Land leben, das mit all dem bricht, was die Nazis über Deutschland gebracht hatten. Erst im Laufe meines Lebens merkte ich, dass man uns wieder betrogen hatte.

Ich begriff, dass all die Jahre immer GOTT seine schützende Hand über mich gehalten und mich nie verlassen hat.

Ich habe zweimal geheiratet und habe zwei Söhne und Enkelkinder, so wie Rebekka es vorausgesagt hatte. Als Du mein lieber Johannes 1964 geboren wurdest, begann für mich die schönste Zeit meines Lebens. Du bist mir das Liebste, was ich je auf dieser Welt hatte.

Rebekkas Vermächtnis

Ich habe Dir, lieber Johannes meine Geschichte erzählt und die Geschichte meiner ersten großen Liebe. Ich habe Dir Rebekkas Geschichte erzählt.

Wenn es an der Zeit ist, erzähle die Geschichte weiter. Ich habe nur einen Wunsch für meine nachfolgenden Generationen für Dich, für Euch, für meine Enkelkinder, für alle Kinder dieser Welt - Frieden.

Krieg ist das Schrecklichste, was einer Gesellschaft widerfahren kann. Die Menschen können nur im Frieden glücklich sein. Ihr sollt nie einen Krieg erleben müssen, nie erfahren müssen, was es heißt, zu hungern und so entsetzlich zu leiden. Euch soll es immer gut gehen, das wünsche ich mir von ganzem Herzen.

Epilog

Manchmal, wenn ich nachts träume, höre ich es wieder - nach so vielen Jahren - das Heulen der Wölfe ! In meinen Träumen klingt es heute ganz anders, wie damals. Wenn er dann vor mir steht - mein großer sibirischer Wolf und mir tief in die Augen sieht, ist es, als könne er in meiner Seele lesen, als wolle er mir sagen: Frieden beginnt damit, Mensch zu sein. Menschsein, das weiß ich heute, heißt Vergebung und Hoffnung, das ist Leben !

Nachwort

Mein Vater hat versucht, nach der Wende Sarah in Israel zu finden. Es ist ihm leider nicht gelungen. Als ich 1999 Yad Vashem besuchte, habe ich ein stilles Gebet gesprochen für die unzähligen Opfer des Naziterrors, für alle Menschen, die unter Kriegen leiden und vor allem für Rebekka, die meinem Vater das Leben gerettet und zu leben gezeigt hat. Ohne sie würde es mich nicht geben.

Ich spürte, dass an diesem Ort in Jeruschalajim, der Stadt des Friedens, sich mein stilles Gebet mit den stillen Gebeten all jener Menschen vereinigt, die nur eines für diese Welt wollen:

GLÜCK und FRIEDEN

ANHANG

Worte meines Vaters:

„GOTT lässt Dich nie im Stich.

Mit den tiefen Geheimnissen GOTTES ist es wie mit der Sonne, hineinschauen kann man nicht, doch in ihrem Licht sieht man alles andere!“

In Memoriam

Fritz Westphal

Rebekka

Meine Eltern

Alle Menschen, die durch Kriege und Gewalt auf dieser Welt getötet wurden.

(Die Handlung dieses Buches basiert auf Erinnerungen meines Vaters, einige Ortsnamen und alle Namen von Personen sind jedoch frei erfunden. Übereinstimmungen mit real existierenden Personen sind rein zufällig.)

Hitlers Junge Von einer Jüdin gerettet

Dr. med. Jens Westphal

Im Seniorenzentrum „Belvida“ in Schwenningen besuchte, kam Milena, eine Pflegerin ganz aufgeregt auf mich zugelaufen.

Sie sagte mir, dass mein Vater sie die ganze letzte Nacht gerufen hätte, aber nicht mit ihrem Namen, sondern er rief, nein er schrie „Rebekka komm, Rebekka komm hier...!“.

Er wollte sich gar nicht beruhigen lassen.

Zu diesem Zeitpunkt war mein Vater bereits schwer an Alzheimer erkrankt, er erkannte mich kaum noch, aber er war froh über meine Nähe und ich spürte die tiefe Liebe dieses herzensguten Menschen, der mein Leben so tief geprägt hat.

Zu diesem Zeitpunkt war mein Vater bereits schwer an Alzheimer erkrankt, er erkannte mich kaum noch, aber er war froh über meine Nähe und ich spürte die tiefe Liebe dieses herzensguten Menschen, der mein Leben so tief geprägt hat.